

April
Mai
Juni

2/2018

aktiv dabei



Seniorenbüro



Seniorenbüro der Stadt Speyer



2 aktiv dabei

Neue Entwicklungen	Seite	Soziales	Seite
Die Familie ist mir sehr wichtig Gespräch mit Emma Endres Ria Krampitz	4-11	Alles was Freude macht Karin Hille-Jacoby	31-32
Blumen im Herzen Ulla Fleischmann	11	Ehrenamt	Seite
Digitalisierung verändert die Welt Dr. Florian Preßmar und Fabian Geib	12-14	Neues von der Speyerer Freiwilligenagentur Ute Brommer	33-34
Engagement im Förderverein des Seniorenbüros macht Sinn Redaktion	15-17	Natur	Seite
Stolpersteine in Speyer Sabrina Albers	18-19	Gemeinsam für eine blüten- Bunte und bienenfreundliche Stadt Doris Hoffmann	35-36
Jüdisches Leben in Speyer Redaktion	19	Gesundheit unter Bäumen Hans Wels	37-38
Soziales	Seite	Kultur	Seite
Solange es geht, mache ich es Betroffene kommen zu Wort Gespräch mit Kurt Bulling Ria Krampitz	20-26	Aus der Geschichte der Medizin Dr. Walter Alt	39-43
Pflegestützpunkte informieren	27	Symposium Teilhabe und Digitalisierung Redaktion	43
Krankheit-Leid-Sterben-Tod Trauer-Trost Hanne Kleinen	28-30	Mirko Ros Dr. Helmuth Wantur	44-45
Ringparabel Ulla Fleischmann	30	Evangelische Kirche der Pfalz Dr. Gabriele Stüber	46-47
		Die Poesie des Domes und die Dom-Poesie Bischöfliche Pressestelle	48-49

Kultur	Seite	Verschiedenes	Seite
Buchtipp Rebellion und Wahn. Mein 68 Ursula Franz-Schneider	50-52	Wörtersuche Uwe Naumer	71
Buchtipp Was hätte Heinrich Böll dazu gesagt Ursula Franz-Schneider	53-55	Kulinarische Ecke Angelika Braun	72
Gesucht und gefunden Helga F. Weisse	56-57	Auflistung Anzeigen	Seite
Plakat Artur Schütt	58	Beisel Hüte	14
Lokalgeschichte	Seite	Salier-Stift	22
Der Adlige neben Kohls Grabstätte Wolfgang Kauer	59	Gemeinnützige Baugenossenschaft	32
Kulturelles Erbe – Stadtarchiv Dr. Christiane Pfanzen-Sponagel	60-61	Sankt Vincentiuskrankenhaus	45
Der Glockengießer von Speyer Wolfgang Kauer	62	Physiotherapie	49
Gendarmerien Marvin Wiesweg	63-64	Matthias Richter	
Reisen	Seite	GEWO	57
Filzmoos am Dachstein Michael Stephan	65-66	DRK	61
Regen in Australien Elisabeth Bähr	67-70	Physiotherapie Müller-Frey	66
		Ihre Behördennummer	73
		Seniorenzentrum Storchenpark	74
		Förderverein des Seniorenbüros	75
		Stadtwerke	76
		Impressum	
		Bitte beachten Sie: aus Platzgründen Finden Sie das Impressum in dieser Ausgabe auf Seite 71	

Redaktionsschluss für die Ausgabe
3/2018 ist Donnerstag, 31. Mai 2018.
Bitte notieren.

Die Familie ist mir sehr wichtig

Gespräch mit Emma Endres

Seit 2011 veröffentlichen wir regelmäßig Gespräche mit Person, die 90 Jahre oder älter sind. Diese Menschen, die in einem hohen Alter sind, möchten wir in den Mittelpunkt stellen. Sie haben viel erlebt, überstanden und wurden durch die Geschehnisse ihrer Zeit geprägt.

Frau Emma Endres ist am 29. Oktober 1927 in Speyer im „Spital“, dem heutigen Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus geboren. Gerne berichtet sie aus ihrem Leben.

Ich war ein Kind der Liebe. Meine Mutter war Küchenmädchen im Spital und hat einen Mann kennengelernt. Also von meiner Mutter ihrer Seite weiß ich gar nichts. Jedenfalls hat sie jemand kennengelernt und ist halt schwanger geworden.

War Ihre Mutter dann Alleinerziehend?

Wie ich acht Wochen alt war, bin ich zu Pflegeeltern gekommen. Meine Pflegemutter war damals schon 66 Jahre alt. Sie hat im Stiftungs-Krankenhaus im Hinterhaus gewohnt. Die hatte schon mal ein Kind aufgenommen, die Lisa. Die war damals schon 18 Jahre alt, wie ich zu meinen Pflegeeltern gekommen bin. Also mit acht Wochen bin ich zu meinen Pflegeeltern gekommen. Meine Pflegemutter hat ja alle Leute auf der Stadtverwaltung gekannt und da ist alles wunderbar gelaufen. Ich hab wirklich eine sehr schöne Jugend gehabt. Ich hab „Muttchen“ gesagt.



Als ich älter war und gesagt hab: „Ach Muttchen, guck e mol die Schuh“, dann hab ich die gekriegt. „Das Kleid ist einmalig“, das hab ich auch gekriegt. Also ich hab alles gekriegt.

Da wurden Sie verwöhnt.

Ja

Hatten die Pflegeeltern noch mehr Pflegekinder?

Nur mich und die Lisa, die sie genommen haben. Die ist aber mit 28 Jahren gestorben. Die hatte TB. Die Pflegeeltern hatten eine Wohnung. Das war in der Ludwigstraße. Da bin ich aufgewachsen.

Hatten Sie dann noch Kontakt zu Ihrer leiblichen Mutter?

Das wusste ich nicht, dass das meine Pflegemutter ist.

Das haben Sie dann erst später erfah



ren, als Sie schon erwachsen waren.

Nein. Ich war acht Jahre alt, da ist meine Mutter gekommen und wollte mich holen. Wollte aber noch vom Jugendamt Geld für mich. Mein Pflegevater ist da krank geworden. Die haben mich halt gern gehabt und wollten mich nicht hergeben. Jedenfalls ist alles so geregelt worden, dass ich bei meinen Pflegeeltern geblieben bin.

In welche Schule sind Sie gegangen?

Ich war erst in der Roßmarktschule. Ich muss noch sagen, meine Pflegemutter ist fünf Jahre mit mir in die Schule gegangen, hat mich abgeholt, weil sie Angst hatte, dass meine leibliche Mutter kommt und mich abholt.

Die anderen Kinder haben das ja mitbekommen. Hatten Sie es dadurch schwerer in der Schule?

Ich sag mal nein.

Was war Ihr Lieblingsfach?

Ich sag mal Deutsch. Später bin ich in die Berufsschule, da hab ich doch rechnen müssen.

Ich muss sagen, ich war ein braves Kind. Ich hab mich immer zurück gehalten. Jedenfalls, vor mir saßen Kinder, die haben gesprochen. Die haben geschwätzt. Da hat der Lehrer Stamer gesagt: „Röder raus“. Aber ich bin nicht raus, ich bin ab. Bin heim gerannt zu meinem Muttchen. Ich habe Angst gehabt, er schlägt mich. Da hab ich gesagt: „Ich geh nicht mehr in die Schule. Ich will nicht mehr in die Schule. Da ist sie halt mit mir in die Schule und es hat sich aufgeklärt, dass ich nicht gesprochen habe.“

Da hatten Sie Angst vor dem Lehrer.

Ja. Früher wurde ja geschlagen. Vorne über die Finger mit dem Stock.

Wie ging es mit der Schule weiter?

6 aktiv dabei

Dann war ich in der Klosterschule. Da war ich bei Nonnen. Ich wollte damals unbedingt Nonne werden. Die haben mir gefallen. Die Nonne, die ich hatte, die hat mit meinem Muttchen gesprochen und gesagt: „Die Emmi gibt keine Nonne, Die muss mal heiraten und Kinder haben“. (lacht)

Konnten Sie eine Ausbildung machen?

Ja. Es war ja dann Krieg und oft Fliegeralarm und da mussten wir immer in den Keller vom Stiftungs Krankenhaus. Und im Keller da waren Verwundete. Da waren Betten und da haben wir sechs Wochen im Keller gewohnt. In der unteren Etage, wo wir wohnten war ein Frauenarzt, der mit seiner Familie damals auch im Keller war. Da sind die Soldaten gekommen, mit Gewehren. Nullkommafünf haben wir alle einen Verband gehabt. Der war so schnell und hat uns verbunden. Dann galten wir halt alle als verwundet. Dann war es mir



zu langweilig im Keller und ich hab gesagt: „Ich möchte was arbeiten“. Dann war ich Zimmermädchen im Stiftungs Krankenhaus. Mit noch zwei jungen Mädchen haben wir die Zimmer sauber gemacht von den Ärzten.

Wenn Fliegeralarm war, am Anfang, dann sind wir in den Keller. Mein Essen hab ich mitgenommen, es hat ja nicht viel gegeben.

Konnten Sie dann einen Beruf erlernen?

Ich war dann in einem Bekleidungs geschäft. Die Chefin stand immer oben, wo die Kasse stand. Es hat ja nichts gegeben. Wir haben dann immer zur Chefin geschaut wenn eine Kundin gekommen ist. Je nachdem haben wir dann Strümpfe verkauft. Und wenn sie geguckt hat, dann haben wir nichts gehabt.

Dann hinten hatten wir so ein kleines Zimmer. Es hat damals Marken gegeben und die haben wir eingeklebt. Das zweite Lehrmädchen hat einen Bruder gehabt, der war noch jünger. Ich hab da gearbeitet und auf einmal steht der hinter mir und küsst mich. Der hat mich nur einmal geküsst. Ich hab ihm ribber und nibber eine geschlagen. Da hat man alle Finger gesehen. Dann haben sie noch eine Frau gehabt. Das war so eine kleine, die war klasse. Wenn Schnee lag, die hatten so viele Perserteppiche, dann haben wir die Teppiche zusammengerollt und haben sie auf einen Wagen gelegt, sind runter gefahren, wo die Wiesen sind, hinterm Esel und haben dort die Teppiche geklopft. Erst haben wir Schneeballschlacht gemacht.

Dann haben Sie sich um die Teppiche gekümmert.

Ja Wir hatten ja Pelzmäntel im Geschäft. Ach hat die Klamotten gehabt. Die haben wir abends in den Keller tragen müssen und morgens wieder rauf.

Warum in den Keller?

Wegen dem Fliegeralarm. Und oben auf dem Speicher haben die Dörrobst gehabt und eingelegte Gurken. Wenn das Lehrmädchen und ich oben waren, haben wir mal probiert.

Dann haben Sie mal probiert, ob sie schmecken.

Ja, lauter so Sachen.

Sie haben also Verkäuferin gelernt.

Ja, aber nur zwei Jahre. Dann war der Krieg aus. Meine Pflegemutter war auch schon älter und ich hab im Haushalt geholfen. Viel musste ich nicht machen, weil sie immer sagte: „Geh weg, das mach ich selber“. Ich hab auch nicht kochen können, als ich geheiratet habe. Jedenfalls war da die schlechte Zeit. Mein Muttchen hat gesagt: „Ach Gott Emmi, wir gehen mal nach Weingarten“, wir sagen Wingerthen, und da wohnte ein Neffe von ihr. „Die haben bestimmt zu essen auf dem Dorf“. Dann sind wir raus gefahren. Ich schäm mich heit noch, wenn ich dran denke. Später war es ja meine Schwiegermutter, denn dort habe ich meinen Mann kennengelernt. Jedenfalls als wir hinkamen, hat sie einen ganzen Topf voll Bohnensuppe gehabt. Ich habe drei große Teller voll gegessen.

Da hatten Sie Hunger und es hat Ihnen geschmeckt.

Ja. Dann sind wir halt öfter raus nach Weingarten. Mein Mann war ja zu Hause in Weingarten und hat in der Zelluloidfabrik gearbeitet. Die Schwiegermutter hatte zehn Kinder. Ein Schwager lebt noch. Jedenfalls hat mein Schwiegervater gesagt, Onkel Hermann haben wir zu ihm gesagt, „ach, mein Erich kommt eben vom Schaffen“. Und ich sehe meinen Mann und für mich habe ich gesagt: „Das gibt **mein** Mann“. Ich hab ihn gesehen und hab ihn gleich geliebt.

Das war Liebe auf den ersten Blick.

Genau. Stimmt.

Und war's das auch für Ihren Mann?

Dann hab ich halt rausgekriegt, dass er in der Zelluloidfabrik arbeitet. Der hat ja schwer arbeiten müssen, mit Säure. Das dürfte heute gar nicht mehr sein. Ich hab rausgekriegt, wann er Feierabend hat. Dann hab ich mich immer schön angezogen, die Haare schön gemacht. Ich wusste, er kommt vom Domgarten her mit Freunden, die auch von Weingarten waren. Dann bin ich dort spazieren gegangen. „Ach“, hab ich gesagt, „guck mal da, wo kommt denn ihr her“? So hat das angefangen. Dann war Messe und er hat mich dazu eingeladen. Wir sind Karussell gefahren, wie das damals halt so war. Ich hatte noch einen Bekannten. Ich war ja in der Tanzstunde im Wittelsbacher Hof. Da hab ich halt einen Tanzpartner gehabt. Wenn die Tanzstunde aus war, die anderen haben noch ein bisschen pussiert und so, hat meine Pflegemutter, das Muttchen, an der Tür gestanden und hat mich geholt, rein und zugeschlossen (lacht). Mein Mann war jedenfalls meine erste Liebe.

Wann haben Sie geheiratet?

1946. Wir haben bei meiner Pflegemutter gewohnt. Wir hatten zwei Zimmer und eine Küche. Bad hat es damals ja nicht gegeben. Samstags ist die große Bütt in die Küche gekommen und es wurde gebadet.

Können Sie sich an Ihre Hochzeit erinnern?

Ja. Mein Hochzeitskleid hab ich von einer Metzgerfamilie gehabt. Da hab ich das Hochzeitskleid geliehen und die Schuhe hab ich von der Frau Dr. Wichmann bekommen und der Schleier war, glaube ich von der Schwiegermutter.

Es haben jedenfalls viele geholfen, dass Sie eine hübsche Braut werden.

Ja. Ein Auto hatten wir nicht. Wir sind aufs Standesamt gelaufen und dann in die Kirche, in den Dom. Der Pfarrer, der mich getraut hat, ach Gott, das war ja so ein schöner Mann. (lacht). Ein Bekannter hatte einen alten VW. Wir waren da reingequetscht und sind nach Weingarten gefahren. Da hat es dann Essen gegeben.

Bei den Schwiegereltern haben Sie gefeiert.

Ja. Die Schwester von meiner Schwiegermutter war Köchin. Da hat es Has und alles gegeben. Die haben alles gehabt und Wein im Keller gehabt.

Es war also ein richtig schönes Fest.

Ja.



Gab es auch Musik?

Nein. Aber das Essen war gut.

Ihr Mann und Sie haben sich so nach und nach ihr eigenes Leben aufgebaut.

Ja. Die Hochzeitsnacht haben wir unterm Dach verbracht. Da lag der Schnee auf der Bettdecke. Ja die Schwiegereltern hatten ein kleines Häuschen, aber die vielen Kinder. Das Dach ist irgendwann ausgebaut worden. Aber nix gescheites. Da war unsere Hochzeitsnacht. Ich war ja nicht aufgeklärt.

Wie viele Kinder haben Sie?

Ich hab vier Kinder gehabt. Eine Tochter ist mit 58 Jahren gestorben. Die ist umgefallen und war tot. Die war bei Bekannten und der Mann hat noch gesagt: „Ich fahr dich heim“. „Nein“, hat sie gesagt, „ich lauf, das tut mir gut“. Vor dem Haus von einem Doktor ist sie zusammengebrochen und war eine Viertelstunde tot. Dann haben sie sie wieder zurückgeholt. Sie war danach zweieinhalb Jahre im Wachkoma.

Das ist ja furchtbar.

Ich war als vor dem Bett gestanden. Das war so eine schöne Frau (zeigt ein Foto). Sie lag im Bett, die Zähne sind ihr ausgefallen. Wenn ich vom Altersheim heimgegangen bin, mit mir war nichts mehr anzufangen. Ich konnte nichts mehr essen. Es war furchtbar.

Das glaub ich. Wenn man als Mutter sein Kind so sieht und kann nichts machen.

Ja. Mein Schwiegersohn hat so schön das Zimmer hergerichtet. Das Zimmer war wie ein Wohnzimmer. Es war kein Krankenzimmer. Er hat sie auch im Rollstuhl spazieren gefahren. Aber es war schlimm. Er war jeden Tag bei ihr. Sie hatte gute Kleider. Da wurde viel geklaut. An Weihnachten habe ich als Sachen auf den Nachttisch

gestellt. Die waren auch fort. Das finde ich furchtbar, wenn man so etwas macht.

Haben Sie nur Töchter oder auch Söhne?

Erst hab ich einen Jungen bekommen, den Walter. Dann die Rosi, die gestorben ist. Dann den Erich und dann die Andrea, das ist die jüngste. Mein Walter war 17 Jahre, dann kam die Andrea. Die Rosi 15 und der Erich war 13. Jetzt musste ich den Kindern sagen, dass ich schwanger bin. Ich bin froh, dass ich sie hab.

Und wie viele Enkelkinder haben Sie?

Acht Enkel und neun Urenkel.

Da haben Sie eine große Familie und bekommen viel Besuch.

Ja.

Das Eingebundensein tut Ihnen gut.

Genau. Der eine Enkel, der hat kein Auto, der kommt dann mit dem Zug. Der kommt auch zum Putzen zu mir.

Ich hab noch jemand, die alle drei vier Wochen kommt. Aber zwischendurch muss man auch sauber machen. Ich kann halt nicht mehr. Das Nötigste, aber sonst nichts mehr. Es geht halt nicht mehr wie man möchte.

Wie kommen Sie jetzt im Alter klar?

So komm ich klar.

Wie kommen Sie diese steile Treppe hoch? Das ist ja gefährlich.

Ich komm hoch. Manchmal komm ich sehr gut hoch und manchmal nicht. Einmal bin ich auf den Knien hoch. Ich war unten gestanden und bring die Beine nicht in die Höh. Bin ich auf den Knien die Treppe hoch. Aber in letzter Zeit ist es gut gegangen. Ich hab ja auch einen Therapeuten. Der kommt zu mir. Manchmal geht's mir nicht gut, aber der Thera-

peut sagt: „Auf hopp“. Wir erzählen dann auch. Das tut mir gut.

Haben Sie sonst noch gesundheitliche Probleme?

Mit dem Schnaufen hab ich Probleme.

Bekommen Sie keine Luft?

Es geht noch. Anderen Leuten geht es schlechter als mir.

Kochen Sie noch selbst?

Ja. Meine Tochter geht einkaufen. Manchmal sag ich: „Ach Gott, ich weiß gar nicht, was ich will“. Dann holt sie mir aber immer was und dann mach ich mir was draus.

Das ist schön, dass Sie jeden Tag für sich etwas kochen.

Das mach ich. Wenn ich halt gar keine Lust habe, dann mach ich mir so eine Beutelsuppe.

Wo haben Sie denn kochen gelernt?

Von mir selbst.

Wann ist Ihr Mann gestorben?

Das ist schon über 30 Jahre her. Das war nicht einfach. Am Anfang, als mein Mann tot war, da hab ich zu trinken angefangen. Ich hab immer Getränke zu Hause gehabt. Dann hab ich gedacht: Nein, Emmi das darfst du nicht. Du gibst eine Säuferin. Dann hab ich schwarzen Kaffee getrunken und Zigaretten geraucht. Ich war halt ein Strich in der Landschaft. Meine Töchter haben das gesehen und gesagt: „So geht es nicht weiter“. Dann haben mich meine Töchter abwechselnd zum Essen eingeladen. Später bin ich auch mit der Rosi essen gegangen und mit der Zeit hat sich das alles wieder geregelt. Und die Frau, die oben gewohnt hat, die ist als tanzen gegangen nach Waldsee. Dann hat sie gesagt: „Emmi, jetzt gehst du mal mit tan

zen“. „Nein“, hab ich gesagt. Aber dann bin ich doch mit nach Waldsee gefahren. Da haben auch Frauen mit Frauen getanzt. Die, die keinen Partner hatten, haben halt miteinander getanzt. Ich hab gern getanzt. Dann waren mal zwei Männer da, der eine hat mit mir getanzt. Wir haben getanzt, da sind alle stehen geblieben und haben gefragt, ob wir schon Medaillen bekommen haben.

So gut haben Sie getanzt.

Ach Gott, hab ich mit dem tanzen können. Jedenfalls, ich hab einen großen Garten gehabt, dann hat er gesagt: „Ich mach Dir den Garten, wenn Du kochst“. Er war auch allein. Jedenfalls hat sich das so ergeben.

Dann haben Sie wieder einen Partner gehabt. Das ist doch schön, nicht alleine zu sein.

Ja. Eines schönen Tages ruft er an und sagt: „Emmi ich bin im Krankenhaus.“ Dann hat seine Tochter angerufen und hat gesagt, dass ihr Vater gestorben ist.

Das war schon wieder ein Verlust für Sie.

Ja. Später hab ich noch einen Mann kennengelernt. Wies halt so war. Aber das war nichts. Mein ältester Sohn hat dann mit ihm Krach gehabt, weil der meine Möbel raus haben wollte. Dann hab ich ihm seine Sache gepackt und hingestellt und hab gesagt: raus! Er ist tödlich verunglückt. Das hat mir doch leid getan. Meine Töchter sind dann auch gekommen und meine Enkelin hat bei mir geschlafen. Jedenfalls bin ich allein und das ist mir am liebsten.

Sie kommen mit dem Alleinleben gut klar.

Ja. Manchmal sitz ich auch da und heul. Aber im großen Ganzen, ja.

Haben Sie noch Freunde, die Sie besuchen können?

Ich hab noch eine Freundin von der Montagsrunde im Seniorenbüro. Aber wir sehen uns nur da und wenn wir einen Ausflug machen. Sie ist sehr behilflich. Bleibt bei mir, wenn wir unterwegs sind.

Dann sehen Sie sich nur bei der Montagsrunde und bei den Fahrten.

Genau.

Sonst gibt es niemand mehr. Die anderen sind schon gestorben.

Die Frau Rieger war ja meine Freundin. Die ist auch gestorben. Wir waren zusammen in Urlaub in einem Zimmer, sind durch dick und dünn gegangen.

Das war auch ein großer Verlust, als Ihre Freundin gestorben ist.

Die war am Schluss im Altenheim, nachdem sie zusammengeschlagen wurde. Sie hat jedem aufgemacht. Die hat mich morgens angerufen und gesagt: „Ich mach mir jetzt Nachtessen“. Da hab ich gesagt: „Es ist jetzt morgen, du musst Dir Kaffee machen“. Sie hat nicht mehr gewusst, was morgens und abends ist. Das war schlimm. Dann hat es bei ihr geklingelt und sie hat aufgemacht. Wurde zusammengeschlagen und ihr ganzer Schmuck wurde gestohlen. Die Taschen, die hat schöne Taschen gehabt, alles geklaut. Die war an der Seite ganz blau und wenn ihr Sohn nicht gekommen wäre, wär sie vielleicht gestorben. Dann war sie im Altersheim. Wenn ich angerufen habe, war sie draußen und hat geraucht. In dem Alter hat sie ja auch nicht mehr aufgehört. Ich kann soweit nicht mehr laufen. Dann hätte ich ein Taxi für hin und ein Taxi für zurück gebraucht. Der Kontakt ist dann auseinander gegangen.

Alleine können Sie also nicht mehr weg.

Nein. Wenn meine Enkelin Zeit hat, dann kommt sie oder ruft an: „Oma, wenn ich

komm bist du fertig. Aber schön angezogen und schön gekämmt“.

Sie haben Ihre Haare immer schön. Das ist Ihnen wichtig.

Ja. Wenn ich mich heute hängen lasse, dann (schweigt). Mit meiner Enkelin gehen wir in die Schwarzamsel. Da ist es so lustig. Dann hab ich Handkäs mit Musik gegessen, das war gut. Und zwei kleine Schorle getrunken.

Wenn Sie Ihr Leben bedenken, sind Sie zufrieden, so wie Sie ihr Leben gestaltet haben?

Im großen Ganzen bin ich zufrieden. Ja.

Was war Ihnen im Leben immer wichtig?

Die Familie.

Sie haben ja auch eine große Familie, in die sie eingebunden sind. Das gibt ihnen ein gutes Gefühl und Halt.

Stimmt. Ja.

Sie sind stolz auf Ihre Kinder, Enkel und Urenkel.

Doch. Das kann man sagen.

Ist Ihnen noch etwas wichtig, was Sie gerne sagen möchten?

Ich möchte noch nicht Abschied nehmen von der Erde. Ich möchte noch ein bisschen bleiben.

Was haben Sie noch für Ziele?

In meinem Alter? Dass es meinen Kindern, Enkeln und Urenkeln gut geht. Aber sonst bin ich zufrieden.

Frau Endres, ich danke Ihnen ganz herzliche für das offene Gespräch. Alles Gute für Sie und ich wünsche Ihnen weiterhin viel Freude mit Ihrer Familie.

Ria Krampitz

Blumen im Herzen

Für P.

Kinderlachen
echot
durch offenes Fenster.

Bricht sich an meiner Herzwand,
wirft Sonne in dunkle Seelenecken.

Lautes Weinen
löst das Lachen ab.

Tränentröpfchen
aufgereiht
wie auf einer Perlenschnur:

Kleine glitzernde Edelsteine.

Wechselnde Stimmung
in Dur und in Moll
auf der Tonleiter des Lebens.

Noch ist alles Spiel.

In meinem wissenden Herzen
wildert heute
reine Freude.

Innere Blumen sprießen.

(Ulla Fleischmann)

Silver Tipps

Digitalisierung verändert die Welt

Die Digitalisierung führt zu tiefgreifenden Veränderungen in der Welt. Was zunächst wie eine weit entfernte und sehr abstrakte Floskel klingt, ist im Leben eines jeden einzelnen sehr wohl spürbar. Auch die Lebenswelten älterer Menschen bleiben von der Digitalisierung nicht unberührt. In Zahlen drückt sich das wie folgt aus: 69 Prozent aller 60- bis 69-Jährigen und 36 Prozent aller über 70-Jährigen sind nach Angaben des D21-Digital-Index aus dem Jahr 2016 bereits online. Studien wie die ARD/ZDF-Onlinestudie aus dem Jahr 2017 zeigen zudem, dass die Nutzungsdauer auch in den höheren Lebensaltern immer weiter zunimmt. So sind 60- bis 69-Jährige schon heute circa eineinhalb Stunden täglich online.

Eine besonders große Bedeutung nimmt in der Onlinebeschäftigung die Individualkommunikation zum Beispiel mittels Instant Messengern ein. Dies ist kaum verwunderlich, denn Familien wohnen heute oft weit verstreut und sehen sich häufig nur zu bestimmten Anlässen wie Familienfeiern oder Feiertagen von Angesicht zu Angesicht. Die Kinder leben in Berlin und die Enkel sind zum Studieren in München: Sogenannte multilokalen Familienverbände bedingen auch einen Wandel in der innerfamiliären Kommunikation.

Online-Kommunikation

Mithilfe von digitalen Kommunikationsmöglichkeiten, etwa einem Smartphone mit WhatsApp, Threema oder Telegram, rückt die Familie, zumindest virtuell, wieder ein Stück zusammen. Bilder, Nachrichten

und Videos vermitteln einen Eindruck von dem, was im Alltag passiert, schaffen so Teilhabe und ein Stück Lebensqualität. Das Internet ermöglicht es nicht nur, sich mal schnell mit der Enkelin oder dem Enkel hin und her zu schreiben – per Videochat kann man das Gegenüber sogar von Angesicht zu Angesicht auf dem Computer, Tablet oder Smartphone sehen.

Aber auch in vielen anderen Lebensbereichen ist die Nutzung des Internets und digitaler Kommunikationsmöglichkeiten inzwischen zur Selbstverständlichkeit geworden. Wer heute zum Beispiel schnell und von zu Hause aus Bankgeschäfte erledigen will, ist auf Onlinebanking angewiesen. Nicht zuletzt verlassen auch immer mehr Banken mit ihren Filialen den ländlichen Raum. Kunden, deren Ort über keine Bankfiliale mehr verfügt und die zudem noch immobil oder auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen sind, haben oft große Mühen weiterhin Bankgeschäfte zu tätigen. Onlinebanking wird dann zur Notwendigkeit.

Onlineshopping

Ähnlich verhält es sich mit vielen Läden und Möglichkeiten des Einkaufens im ländlichen Raum. Online einzukaufen und die erworbene Ware bis vor die Haustür geliefert zu bekommen, kann dann für die Selbstversorgung sehr wichtig werden. Dabei beschränkt sich Onlineshopping schon lange nicht mehr auf beliebte Produkte wie Bücher, Kleidung oder Technik – inzwischen können sogar Lebensmittel vor die Haustür bestellt werden. Schwere Getränkeboxen schleppen, anstrengendes Laufen durch riesige Supermarktgänge

und unpassende Öffnungszeiten könnten dann der Vergangenheit angehören. Deutschlandweit zeigt sich: Lieferdienste gewinnen immer mehr an Zuspruch und werden vermehrt auch in ländlichen Regionen angeboten. Nicht ohne Grund hat sich seit dem Jahr 2014 nach Daten des Handelsverbands Deutschland die Zahl der bestellten Lebensmittel aus dem Internet verdoppelt. Trotzdem werden aktuell nur ein Prozent aller Lebensmittel online geordert.

Mobilität

Gerade für Kommunen mit einer weit verteilten Flächenstruktur werden, vor dem Hintergrund des demografischen Wandels, Fragen der intelligenten Vernetzung, Versorgung und Mobilität im Mittelpunkt stehen. So könnten zukünftig Busse per App auf dem Smartphone zu der passenden Uhrzeit bestellt werden. Viele Projekte in ganz Europa, aber auch in Teilen Deutschlands, arbeiten an selbstfahrenden autonomen Bussen, die im öffentlichen Nahverkehr eingesetzt werden können, auch um die Lebensqualität von Menschen „auf dem Dorf“ zukünftig weiter zu verbessern. Die Potenziale dieser Projekte sind groß, allerdings bleiben auch hier noch viele Fragen offen.

Digitale Teilhabe

Deutlich wird jedoch, welche Bedeutung die fortschreitende Digitalisierung sowohl für die gesamte Gesellschaft als auch für den einzelnen Menschen und dessen Lebenswelt hat. Die zukünftige Herausforderung wird darin bestehen, informiert und selbstbestimmt in digitalisierten Lebenswelten handeln zu können. Denn: Digital dabei sein, teilzuhaben, bedeutet mehr als nur digital „angeschlossen“ zu sein. Es bedeutet digitalisierte Bereiche der eigenen Lebenswelt kreativ und aktiv mitzu-

gestalten, sich einzubringen, aber auch die Chancen und Risiken zu erkennen und mit ihnen umgehen zu können. Dazu bedarf es gerade für Zielgruppen, die nicht mit digitalen Medien aufgewachsen sind, geeigneter Unterstützungsangebote etwa in Form von Senioren-Internet-Treffs, Kursangeboten oder Informationsplattformen, um digitale Technologien kompetent, selbstbestimmt und aufgeklärt zu nutzen. Denn in den obigen Beispielen wird deutlich: Wer digital nicht dabei ist, ist oft auch sozial nicht dabei. (Digitale) Veränderungen in den Lebenswelten bedingen deshalb auch immer Lern- und Anpassungsprozesse.

Veränderungen als Chance sehen

Zentral bei allen oben beschriebenen lebensweltlichen Transformationen ist das positive Erleben der Digitalisierung. Dazu gehört unter anderem Erfolge festzustellen und Mut zu entwickeln, sich mit neuen Technologien auseinanderzusetzen beziehungsweise vertraut zu machen. Spannungsfelder sind trotzdem quasi „vorprogrammiert“, denn nicht immer durchlaufen Menschen Veränderungsprozesse freiwillig. Ganz im Gegenteil: Dadurch, dass die Nutzung des Internets, eines Smartphones oder Tablets immer selbstverständlicher wird, kann sich bei den Menschen, die noch keinen Zugang zu diesen Technologien haben, Anpassungsdruck aufbauen und zunächst die Skepsis gegenüber digitalen Neuerungen überwiegen. Wichtig ist daher, dass über verschiedene Zugänge, Vertrauen in moderne Technologie gewonnen wird und positive Aspekte lokalisiert werden können. Hierzu gehört sicherlich auch, dass Sicherheitsfragen im Kontext digitaler Technologien diskutiert werden. Zugleich sollten sie nicht „verinselt“ in den Vordergrund gestellt, sondern vielmehr im Kontext einer konkreten Entwicklung mit thematisiert werden. Im Kern geht es da-

14 aktiv dabei

rum, ein Bewusstsein für die Möglichkeiten moderner Technologien zu bekommen und eigene Entscheidungen auf Basis guter Informationen treffen zu können, also selbstständig handlungsfähig zu werden.

Digitale Kompetenz

Um sich die Ressourcen moderner Technologien zu erschließen, bedarf es jedoch digitaler Kompetenz; und diese geht weit über die reine Nutzung hinaus. Digitale Medien sind in den einzelnen Lebenswelten der Menschen verankert. Das heißt, dass eine konstruktive und dadurch erfolgreiche Auseinandersetzung mit der Technologie insbesondere gewährleistet ist, wenn der Nutzen derselben für die eigene Welt erkannt wird. Was nützt es, wenn man weiß, wie ein Smartphone bedient wird, aber keine konkreten Anwendungsmöglichkeiten sieht? Medienkompetenz bedeutet also auch den Kontext und die Welt zu verstehen, in die digitale Medien eingebunden sind. Angesichts der Digitalisierung wird diese Welt immer komplexer und unvorhersehbarer. Das aktive Teilnehmen an modernen Entwicklungen ist unabdingbar, denn die fortschreitende Digitalisierung ist nicht aufzuhalten. Die digitalen Technologien bieten aber auch eine Vielzahl an Möglichkeiten und können das Leben entscheidend erleichtern und bereichern.

Dr. Florian Preßmar und Fabian Geib



Internet-Treff F@irNet

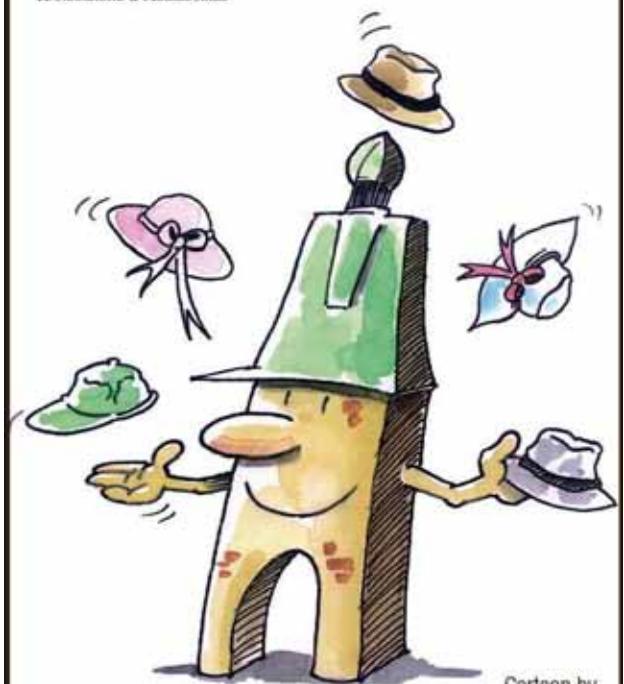
Des Seniorenbüros
Ludwigstraße 15b

Nähere Auskünfte im Seniorenbüro
Tel. 06232-14-2661

Beisel **HÜTE** Speyer

Roeckl
HANDSCHUHE & ACCESSOIRES

...gut behütet!

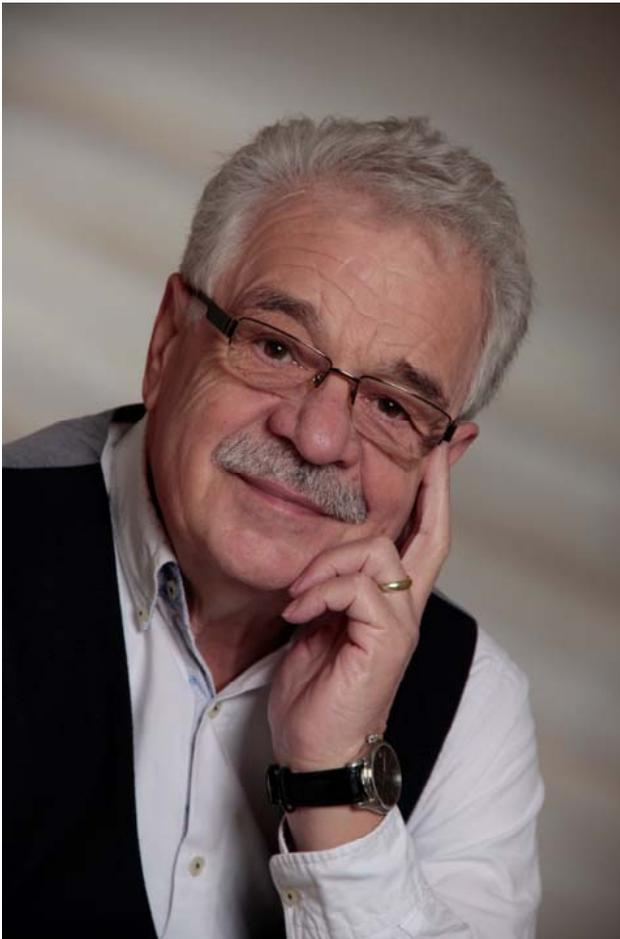


Cartoon by
J. Steinhäuser

Roßmarktstraße 37 (am Altpörtel)
67346 Speyer
T 06232 75317 · www.beisel-huete.de

Ein Engagement im Förderverein des Seniorenbüros macht Sinn

Die Mitglieder des Vorstandes des Vereins der Freunde und Förderer des Seniorenbüros stellen sich hier kurz mit Foto vor und sagen, warum ihnen das Engagement im Förderverein wichtig ist.



Robert Förster, Vorsitzender des Fördervereins

„Die finanzielle und ideelle Förderung der wertvollen Arbeit des Seniorenbüros ist mein Motiv im Förderverein aktiv mitzuarbeiten. Ich sehe meinen Beitrag darin, die Arbeit des Fördervereins einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen, neue Ideen einzubringen und so neue Mitglieder und Sponsoren zu gewinnen.“



Solveigh Schneider,
stellvertretende Vorsitzende

„Die ‚Überalterung unserer Gesellschaft‘ und das mit ihr einhergehende Potential, sind als eine positive Entwicklung zu betrachten, von der alle Generationen partizipieren können. Dies bedeutet, die Teilhabe und Zusammenarbeit zwischen Alt und Jung am gesellschaftlichen und kulturellen Leben immer wieder neu zu gestalten und somit den aktuellen Bedürfnissen anzupassen. Dies gewährleistet der Verein im Besonderen durch eine ideelle und materielle Förderung der Arbeit des Seniorenbüros, die ich mit meinen Vorstandskolleginnen und –Kollegen sehr gerne unterstützen möchte.“



Norbert Mentz, Schatzmeister

„Ich engagiere mich, weil Speyer eine vielseitige und liebenswerte Stadt mit Angeboten für Jung und Alt bleiben soll.“



Hanne Kleinen, Schriftführerin

„Ich engagiere mich im Förderverein des Seniorenbüros,

- weil die Impulse und Aktivitäten des Seniorenbüros nach meiner Meinung für Speyer unverzichtbar sind
- -weil "Seniorenpower" die städtische Gesellschaft belebt und viel bewirken kann
- weil Alt und Jung sich gegenseitig bereichern können“

Eine Veranstaltung des Fördervereins des Seniorenbüros

Lesung mit Georg Felsberg am Dienstag, 24. April 2018, um 15 Uhr,
im Historischen Ratssaal

Er war 30 Jahre Redakteur und Reporter im ARD-Fernsehen. Seit 2007 reist er jedes Jahr 6 Wochen nach Asien. Er schreibt Bücher mit Kurzgeschichten über Länder rund um den indischen Subkontinent und über seine neuen Freunde, die er auf seinen Reisen kennen lernt. Der Erlöse aus dem Buchverkauf, den eBooks und aus Lesungen gehen an Hilfsprojekte in Indien und Bangladesch.



Ursula Franz-Schneider, Beisitzerin

„Vom Engagement und dem vielfältigen Angebot, besonders im Bereich Kultur, bin ich sehr beeindruckt. Für eine Weiterführung oder gar Intensivierung in den Sparten Musik, Bildende Kunst und Literatur möchte ich mich nach Kräften einsetzen.“

Werden auch Sie Mitglied im Förderverein des Seniorenbüros

Das Seniorenbüro feiert im Oktober 2018 seinen 25. Geburtstag und der Förderverein seinen 20. Geburtstag. Unser Ziel ist, an dieser Feier unser 200. Mitglied persönlich begrüßen zu können.



Gérard Ribeiro, Beisitzer

„mein Motto:
Helpen auf leisen Pfoten.
Das heißt für mich: Effektiv helfen, anpacken, ohne groß darüber zu reden.“



Dr. Michael Müller, Beisitzer

"Wer den Seniorenförderverein unterstützt, profitiert letztendlich selbst davon. Auch deshalb engagiere ich mich, für den Verein und für mich selbst."

Stolpersteine für Speyer

Am Freitag, den 11. Mai 2018 werden zum ersten Mal in Speyer Stolpersteine verlegt. Damit erinnern wir an unsere Mitbürger, die im NS-Regime verfolgt, interniert, zur Flucht gezwungen oder ermordet wurden. Verlegt werden die Stolpersteine vor dem letzten freigewählten Wohnort der Verfolgten. Damit soll gezeigt werden, dass die Verfolgten keine abstrakte Zahl sind, sondern dass es Speyerer Bürger waren, die in ihren Wohnungen und Häusern verhaftet wurden. Die Stolpersteine machen das Fehlen unserer Mitmenschen deutlich und zeigen dadurch entstandene Lücken auf. Unserer Nachbarn und Bekannten, die unsere Stadt genauso prägten, wie jeder Einzelne von uns das tut.

Der Erstverlegung am 11. Mai 2018 werden in den kommenden Jahren weitere folgen.

Die Stolpersteine sind - mit europaweit bisher über 61.000 verlegten Steinen - das größte dezentrale Mahnmal der Welt. Das Projekt wurde 1992 von dem Künstler Gunter Demnig ins Leben gerufen. Jeder Stolperstein wird in Handarbeit hergestellt. Unterstützung bekommt Demnig dabei mittlerweile von dem Bildhauer Michael Friedrichs-Friedländer. Die Gravur des Namens und der Lebensdaten erfolgt auf einer 96/ 96 mm großen Messingtafel mit abgerundeten Ecken. Die Tafel sitzt auf einem 100 mm hohen Betonwürfel, der in den Gehweg vor dem Wohnhaus eingelassen wird.

Stolpersteine lassen sich bisher in mehr als 1.100 Orten deutschlandweit und in 20 Ländern Europas finden.

Wir - Cornelia Benz, Katrin Hopstock, Jutta Hornung, Ingrid Kolbinger, Kerstin Scholl

und ich (Sabrina Albers) - »stolperten« andernorts immer wieder über diese Art des Gedenkens. Möchte man den eingravierten Namen lesen, verbeugt man sich automatisch vor diesem Mitmenschen. »Man stolpert mit dem Herzen.« sagt Gunter Demnig. Ein Ausspruch übrigens, der nach eigenem Bekunden nicht von ihm, sondern von einem Schüler stammt. Dies erwähnte er bei einem Vortrag, zu dem wir ihn im Oktober 2016 baten. Über 100 Speyerer folgten unserer Einladung in die Heiliggeistkirche, die uns von der Gemeinde der Dreifaltigkeitskirche dankenswerterweise für diesen Abend zur Verfügung gestellt wurde. Das Interesse der Bevölkerung war so groß, dass auch der Stadtrat überzeugt werden konnte. Dieser stimmte bei der Stadtratssitzung vom 15. Dezember 2016 dafür Stolpersteine auch in Speyer zu verlegen. Die Stadt Speyer unterstützt uns in diesem Vorhaben nicht nur mit dem Spendenkonto, sondern auch am Tag der Verlegung tatkräftig durch das Tiefbauamt.

Außerdem vereinbarten wir, dass uns ein Fachgremium - bestehend aus Archivaren des Stadtarchivs, des Bistumsarchivs, des Landesarchivs und des Zentralarchivs der Evangelischen Kirche der Pfalz – bei der Recherche unterstützt und der Kulturausschuss unsere Namensvorschläge prüft. Somit wird die inhaltliche Korrektheit der biographischen Angaben für die wir Stolpersteine verlegen, garantiert.

Die Fertigung und Verlegung eines Stolpersteins kostet 120 Euro. Dank großzügiger Spenden ist die Finanzierung der ersten Steine gesichert. Weitere Zuwendungen kommen den zukünftigen Stolperstein-Verlegungen zugute. Uns ist wichtig, dass diese nicht namensgebunden sind. Das bedeutet, dass damit jeder Stolperstein unterstützt wird. Dabei spielt die

Höhe der Summe keine Rolle. Wir freuen uns über jeden Beitrag, den jemand für das Projekt leisten kann.

Bei der Erstverlegung im Mai wird der Familien Cahn, Scharff, Grünberg, Mühlhauser und Schultheis gedacht. Weitere Familien werden folgen.

In der nächsten Ausgabe von »Speyer Aktiv« möchten wir Ihnen gerne die Biographien vorstellen. Uns ist wichtig, dass Sie die Menschen hinter den Namen kennenlernen, sodass das die Erinnerung an unsere Mitmenschen niemals verblasst.

Falls Sie uns mit Recherche-Material oder einer Spende unterstützen möchten, freuen wir uns sehr über eine Rückmeldung unter

www.stolperstein-speyer.com

Spendenkonto:

Konto: Stadt Speyer

IBAN: DE20 5455 0010 0000 0015 86

Kennwort: Stolpersteine

Sabrina Albers



Jüdisches Leben in Speyer

Ein Stadtrundgang



Die Führung ist modular aufgebaut, ganzjährig und individuell buchbar: Mittelalterlicher Judenhof, Neuzeit ab dem 19. Jahrhundert, Synagoge Beith Shalom, Friedhof (ab 1888) Dauer: 1,5 Std., Preis 84 €

Öffentlicher Stadtrundgang

Von März bis Oktober am 3. Sonntag des Monats um 11 Uhr. Treffpunkt: Domhauptportal, Preis: E6 p. P.

Am Shabbat und an jüdischen Feiertagen ist ein Besuch der Synagoge nicht möglich.

Die Führung wurde erarbeitet von Sabrina Albers, Jutta Hornung, Ingrid Kolbinger.

Kontakt: Tourist Information,

Tel. 06232-142392

touristinformation@stadt-speyer.de

In Kooperation mit dem Stadtarchiv Speyer.

Nachtcafé

Entlastungsmöglichkeit für Angehörige

Veranstaltungsort: Caritas-Altenzentrum St. Martha, Schützenstraße 18c, Speyer

Anmeldung: Caritas-Altenzentrum St. Martha, Frau Jana Herbert, Tel. 06232-1351501
Malteser Hilfsdienst, Frau Bianca Knerr-Müller, Tel. 06232/677820

Betroffene kommen zu Wort

Solange es geht mache ich es

Gespräch mit Kurt Bulling

Mit der Reihe „Betroffene kommen zu Wort“ sollen kranke, pflegebedürftige Menschen, ihre pflegenden Angehörigen und ihre pflegenden Freunde in „aktiv dabei“ eine Stimme erhalten. Allzu oft geraten sie in eine Isolation und können häufig nicht mehr an unserem gesellschaftlichen Leben teilnehmen. Mit der Veröffentlichung der Berichte möchten wir sensibel machen und Unterstützungsmöglichkeiten aufzeigen. Wir wollen aber auch Anstöße geben, um Versorgungslücken zu schließen.

Kurt Bulling ist vor 10 Jahren nach Speyer gezogen, weil sein Sohn in Speyer-Nord lebt und zwei Kinder hat. Schnell hat sich sein Leben anders entwickelt als gedacht.

Sind Sie damals alleine nach Speyer gezogen?

Ich bin mit meiner Frau hier her gezogen. In Speyer haben wir uns eine Eigentumswohnung gekauft. Ich bin also Neuspeyerer. Meine Frau ist dann leider sehr krank geworden. Zwei Jahre habe ich meine Frau gepflegt. Sie ist am 31. Januar 2010 an Leukämie, an Krebs gestorben. Das ist jetzt acht Jahre her. Damals war ich noch berufstätig.

Das war schlimm für Sie.

Ja. Der Pfarrer Bender hat die Beerdigung gemacht. Mit dem verstehe ich mich bis heute sehr gut. Es kamen ungefähr 200 Leute, aber die kamen alle von Leimen, Heidelberg. Von hier war so gut wie niemand da, weil wir ja nur wenig Leute kannten. Die zwei Jahre Pflege waren schon gewaltig. Dann hat der Pfarrer gesagt, ich soll doch in den Dom gehen. Die drei Domschwestern machen immer

Dienst und da habe ich mich mit denen ein bisschen angefreundet und bin dann auch zu dem Mittagsgebet, das wöchentlich stattfindet. Da habe ich die Anna nach fast einem Jahr Trauer im Dom kennengelernt, auf einer Dombank. Wenn ich das erzähl, ich hab die Anna auf einer Bank kennengelernt, dann fragt man sich, auf welcher Bank? Das ging immer so hin und her und irgendwann hat sie mir einen Engelstein geschenkt. Sie ist künstlerisch begabt und ist auch eine sehr intelligente Frau. Die Anna war auch immer zu dem Gebet da. Sie saß vor mir. So hab ich sie kennengelernt. Ich hab mich auch mehr oder weniger hinter ihr versteckt. Es sind viele Leute die man kennt und die sagen: „Ach komm, lass uns mal Kaffee trinken“. Ich wollt das alles nicht. Da haben wir uns so ein bisschen angefreundet. So nach und nach habe ich sie dann auch besucht. Wir sind Kaffee trinken gegangen. So ist eine Freundschaft erwachsen.

Sie haben sich angefreundet, das ist doch sehr wertvoll.

Ich hab jeden Tag von ihr einen Brief bekommen. Sie hat einen Bekanntenkreis gehabt, das ist enorm. Der Kreis ist jetzt leider reduziert. Wenn keine Briefe mehr kommen, kommen auch keine zurück.

Ihre Freundin hat jetzt eine demenzielle Veränderung. Wie hat sich die Krankheit entwickelt?

Ich hab gemerkt, dass sie mich auch braucht. Ein Freund von ihr hat das Haus neben Annas Wohnung. Da haben wir die unterste Etage umgebaut und jetzt wohne ich genau neben ihr. Die alte Wohnung war mir nach dem Tod meiner Frau auch zu groß. Wir wohnen fast Zimmer an

Zimmer, was auch sehr positiv ist. Ich könnte, was jetzt alles passiert, nicht leisten, wenn ich nicht ein bisschen Freiraum hätte.

So sind Sie in ihrer Nähe und doch auch schnell wieder in Ihrer Wohnung.

Ja. Dann haben wir uns immer mehr angefreundet und ich hab auch Annas Sohn kennengelernt, der auch relativ hilflos ist. Anna hat irgendwann gesagt, dass sie mir alle Vollmachten geben wolle. Da war sie noch völlig klar. Notariell bin ich jetzt ihr Bevollmächtigter und auch der Betreuer von ihr.

Sie hatte ja jahrelang ihre Geschäfte gehabt. Vor 40 Jahren hat sie ihren Mann verloren. Der war auch krank. Sie hat die Kinder groß gezogen. Sie hat zwei Blumengeschäfte gehabt. Wie sie gemerkt hat, dass durch die Holländer die Blumengeschäfte nachließen, ist sie in den Lehrerberuf. Hat Hauswirtschaft unterrichtet. Später ist sie zur Diakonie gegangen. Bei den Diakonissen war sie 12 Jahre im Hospiz, bis zu ihrem 80. Lebensjahr. Ich hab sie kennengelernt, da war sie im 81. Da hat sie den Führerschein abgegeben. Sie war immer sehr aktiv und hat einen riesen Bekanntenkreis gehabt.

Wie alt ist Ihre Freundin jetzt?

Sie war im März 88 Jahre.

Wie hat sich die Krankheit weiter entwickelt?

Dann hab ich sie immer in die Stadt mitgenommen, weil sie schon ein bisschen schlecht laufen konnte. Es sah wie ein Liebespaar aus, was es aber nicht ist. Ich hab sie halt immer an der Hand genommen. Dann ging das auch mit dem Laufen noch ganz gut. Die ganzen Bekannten, sie kennt ja so viele, sie kommt aus einer alten Speyerer Familie. Dann haben die Leute immer gefragt: „Ach Gott, wer ist das denn? Wo hast du den denn her?“

Keiner kannte mich. Und da hab ich gesagt: „Weißt Du was, lad doch mal ein paar von deinen Bekannten ein, zu mir auf die Terrasse“. Da hab ich noch in meiner früheren Wohnung gelebt. Dann hab ich gefragt: „Wie viele Leute hast Du denn eingeladen?“ „So 80“, hat sie gesagt. Da hab ich gesagt: „Was? Versuch noch ein paar zurückzuziehen“. 60 waren da. 50 Frauen und 10 Männer. Da war die Hölle los. Die waren alle neugierig. Sie war immer in Bewegung, es ging ein und aus, es war immer etwas los. Und ab 2013/14 habe ich gemerkt, dass sie immer mehr abbaut. Sie hat auch von Anfang an nicht mehr kochen wollen. Wobei sie Hauswirtschaftsmeisterin ist. Ich hab nie kochen gelernt. Das hat meine Frau früher immer gemacht. Heute versorge ich Anna rund um die Uhr, koche auch Es geht ja nicht anders. Ich geh einkaufen, ich mach ihr alles.

Woran haben Sie die Veränderungen bemerkt?

Ja am ganzen Verhalten. Die Interessen haben nachgelassen, die Briefe haben auf einmal von heute auf morgen aufgehört. Ich habe keine Briefe mehr erhalten. Von dieser Masse an Briefen. Ich hab einen Ordner voll. Ich hab jeden Tag von ihr Post erhalten. Da kamen interessante Briefe. Jeder anders, erstaunlich. Dann hat das von heut auf morgen aufgehört. Es ist immer weniger geworden. Auch das Laufen ist schwieriger geworden. Dann haben wir einen Rollator genommen. Sie fühlt sich einfach unsicher. Sie ist körperlich an für sich sehr gut drauf. Erstaunlich. Wir sind jeden Tag eine Stunde unterwegs. Es hat alles nachgelassen. Dann hat sie ständig nachgefragt. Ich musste mich laufend wiederholen. Dann hab ich alles übernommen, in der Küche. Das hat sie auch gar nicht mehr interessiert. Heute ist es so weit, dass sie gar nichts mehr interessiert.

Nur, dass sie 100 Prozent auf mich fixiert ist

Das ist nicht einfach für Sie.

Das ist schon ein Problem. Andere Menschen, wenn ich die im Heim sehe, die spielen. Anna spielt auch mit ihren Sachen und liest. Sie liest mir sogar vor, weiß aber nicht was sie gelesen hat. Sie ist halt sehr auf mich fixiert. Wenn ich weg bin, weint sie manchmal. Manchmal ist es positiv, manchmal schlecht. Manchmal geh ich nur eine halbe Stunde weg, dann sagt sie: „Du warst ja den ganzen Tag weg.“ Manchmal bin ich eine Stunde weg und sie sagt: „Ach Du bist aber schnell zurück“. Es ist alles durch den Wind. Es ist nichts mehr normal. Ich muss auf alles sofort oder immer reagieren. Muss mich 100 Prozent darauf einstellen. Abends Hörgeräte aus oder sie bleiben an. Es ist immer eine neue Situation. Das ist ganz schwierig.

Wie sieht Ihr Tagesablauf aus?

Ich versorg sie rund um die Uhr. Das heißt sieben Tage die Woche. Wir haben jetzt eine Bekannte, die die Fußpflege macht, die mich schon mal ein bisschen unterstützt, beim Duschen und so weiter. Wir hatten auch jemand von einem Pflegedienst. Die sind aber unterschiedlich gekommen und immer jemand anders. Da hat sie geweint und hat nicht mehr mitgemacht. Wichtig ist für sie ihr Umfeld. Da hab ich auch kaum etwas verändert. Das muss alles so bleiben wie es ist. Sie braucht auch ihre gewisse Regelmäßigkeit. Also mein Ablauf ist folgendermaßen: Ich persönlich steh am Morgen um halb acht auf. Geh um 9 Uhr erst rüber, weil ich noch ein bisschen Gymnastik mache. Dann sitz ich noch im Sessel, guck in den Klostergarten rein, um mich wieder ein bisschen zu motivieren und geh so um 9 Uhr rüber. Dann tue ich sie waschen und anziehen. Sie ist dann noch im Bett.



Aufblühen im Alter

Neu im Angebot:



Essen auf Rädern



Pflege zu Hause



gerne richten wir auch Ihre privaten Feste bei Ihnen zu Hause oder in unserem gemütlichen Restaurant aus!



Obere Langgasse 5a
67346 Speyer
06232/207-0

- Vollstationäre Pflege
- Kurzzeitpflege
- Gastronomie / Catering
- ambulante Pflege
- Essen auf Rädern

Haben Sie schon einmal über **Kurzzeitpflege** im Salierstift nachgedacht?

Manchmal geht sie raus und stellt ein bisschen was an, versteckt immer etwas. Ich muss halt immer gucken. Aber es ist Gott sei Dank nicht schlimm. Dann mach ich sie fertig. Und morgens brauchen wir dann so ungefähr bis 10 Uhr, halb elf Uhr. Dann mach ich ihr Frühstück. Dann sitzt sie erst mal im Wohnzimmer. Dann bekommt sie so kleine Würfelchen gemacht und ihren Kaffee, dann isst sie auch. Ihr muss man immer alles hinstellen, auch Getränke. Ich muss immer darauf achten. Auf der anderen Seite ist es so, wenn sie was geschenkt bekommt, ein paar Pralinen oder irgendwas, dann ist das in einer viertel Stunde gegessen. Dann wieder maßlos. Im Kühlschrank darf ich nicht so viel rumliegen lassen, das ist dann weg. Das ist der Ablauf. Dann gehen wir meistens so um halb 12 eine Stunde spazieren. Dann setzen wir uns mal ein bisschen auf die Bank, gehen in den Domgarten und so weiter. Jeden Tag. Dann kommen wir zurück. So gegen ein Uhr bekommt sie eine Kleinigkeit zu essen. Brot oder einen Rest vom Tag zuvor. Meistens gehe ich, wenn's irgendwie funktioniert, einkaufen. Früher habe ich sie im Auto mitgenommen, wenn ich einen größeren Einkauf gemacht habe. Das funktioniert halt auch nicht mehr und bei der Kälte kann ich sie nicht im Auto lassen. Am liebsten würde sie mir auf dem Buckel hängen. Dann gehe ich einkaufen. Dann machen wir einen Kaffee und abends so um 18 Uhr mach ich jeden Abend warm zu essen. Dann essen wir bis 19 Uhr. Dann räum ich ab und bring alles wieder in Ordnung. Dann sitzen wir im Wohnzimmer und versuchen ein bisschen was zu tun oder sie liest mir ein bisschen vor. Ich hab eine Spülmaschine, aber beim Abtrocknen hilft Anna. Dann so um 20 Uhr mach ich Musik an, klassische Musik. Wir haben keinen Fernseher. Ab 21 Uhr versuch ich sie ins Bett zu bringen. Dann sagt sie: „Gehst Du mit?“ Dann sag ich: „Das geht ja nicht, Du

hast ja nur ein kleines Zimmer.“ Sie will immer dass ich bleibe.

Sie sind eine Sicherheit für Sie.

Ja. Wir haben es schon in einer Tagesstätte versucht, aber da bleibt sie nicht. Sie lässt es nicht zu. Die ist so stur. Ein Heim wäre nichts für sie. Sie würde nichts mehr essen und nichts mehr trinken. Und so hat sie eine so hohe Lebensqualität. Denn sie hat eigentlich alles. Sie bekommt alles was sie braucht. Wir unternehmen viel. Sie kommt in die frische Luft. Sie wird auch manchmal zornig. Je nachdem, wenn es zu lange dauert, dann ist sie stur. Dann wird sie ein bisschen böse. Aber im Prinzip kann ich damit umgehen. Ich hab kein Problem damit.

Aber was bedeutet das für Sie? Sie sind rund um die Uhr im Einsatz.

Das ist ein Riesenproblem, was auch meine Familie sagt. Jeder sagt: „Wie schaffst Du das? Wie kannst Du das?“ Das hängt auch damit zusammen, um halb 10 Uhr abends gehe ich dann rüber. Dann bleib ich erst Mal ganz für mich, ein paar Minuten für mich, geh dann ins Bad und mach mich nachtfein, wie man so schön sagt. Dann guck ich mal die Nachrichten. Was Interessantes guck ich. Dann bin ich noch bis 23Uhr, 23.30 Uhr auf und versuche zu entspannen, mich abzulenken. Wenn ich das nicht hätte und auch morgens die eineinhalb Stunde nicht, dann könnte ich das nicht leisten, das muss ich Ihnen sagen. Ich schöpfe da die Hauptkraft, wenn ich mich ein bisschen zurück ziehe oder wenn ich mal in die Stadt gehe zum Einkaufen. Dann erlaube ich mir, eine Tasse trinken zu gehen. Das sind so drei Phasen, die ich mir erlaube. Mehr nicht. Ich bin seit 12, 13 Jahren nicht mehr in Urlaub gewesen. Aber ich hab auch kein Fernweh. Ich hab ein sehr bewegtes Leben gehabt. Ich war in der Geschäftsleitung einer Firma und bin im Jahr

120 bis 160 Tausend Kilometer gefahren, hab die Welt gesehen. Ich hab ein sehr bewegtes Leben gehabt, deshalb hab ich kein Fernweh. Gott sei Dank.

Es gibt ja vielleicht auch andere Interessen, denen Sie jetzt gar nicht mehr nachgehen können. Ihre Freunde vielleicht mal besuchen oder Ihre Kinder.

Ja. Meine Tochter kommt gern zu mir nach Speyer. Mein Sohn lebt ja in Speyer-Nord. Der Kontakt ist sehr eng. Gott sei Dank. Da schöpf ich mehr oder weniger auch meine Kraft. Dass Sie mich zum Interview angesprochen haben, ist für mich sehr interessant, damit die Leute mal sehen, wie sich so etwas entwickelt und was das auch für einen Einsatz bedeutet. Das ist ja unheimlich wichtig. Man weiß schon mit der Krankheit umzugehen, aber wir haben ja keine Leute, die das, was notwendig, ist auch leben, kein Personal. Das ist doch ein Riesenproblem. Ich kann Anna helfen die Krankheit aufhalten durch ihr Umfeld, durch das, wie ich mit ihr umgehe und so weiter.

Wie wird es aber wenn die Krankheit weiter fortschreitet?

Bis jetzt kann ich das alles noch händeln. Gott sei Dank. Ich hab jetzt noch das Bad ein bisschen verändert. Ich hab jetzt einen Sitz erhalten, wo ich sie dann reinsetzen kann. Die eine Freundin ist Frisörmeisterin, da fahren wir alle vier Wochen hin. Den Kopf und die Füße haben wir außer Haus gegeben. (lacht) Wir fahren schon mal weg. Da hat sie früher Yoga gemacht. Wir unternehmen auch immer etwas. Wir gehen ins Konzert am Nachmittag, wenn es geht. Wobei ich Ihnen auch sagen muss, sie geht hauptsächlich mir zu liebe dahin. Es ist nur Schein. Wenn Sie sich mit ihr unterhalten, eine halbe Stunde schafft sie es, sich so zu konzentrieren, dass Sie kaum etwas merken. Aber dann kippt sie so in sich zusammen. Die Freundinnen

haben sich fast alle mit der Zeit zurückgezogen. Es sind ganz wenige geblieben.

Aber Ihre Kräfte sind ja auch begrenzt.

Ja, ich werde jetzt im Mai 80.

Manches kann man irgendwann ja nicht mehr so, wie vor einigen Jahren noch.

Ja. Ich fahr auch meinen Enkel noch zwei Mal in der Woche zum Fußball. Da werde ich auch gebraucht.

Sie sind sehr viel für andere im Einsatz.

Eigentlich nur.

Aber nochmals zu Ihnen. Was machen Sie sich für Gedanken, wenn die Krankheit vorwärts schreitet? Wie sieht es mit Unterstützung von außerhalb aus?

Haben wir schon versucht.

Es gibt zum Beispiel Essen auf Rädern.

Aber das brauch ich für mich nicht. Ich brauch in meinem Alter eine gewisse Disziplin und Ordnung. Und auch eine gewisse Verantwortung. Das hält mich auch aufrecht. Ich hab einen Freund, den ruf ich morgens um 11 Uhr an, da liegt der noch im Bett, weil er sehr spät ins Bett geht. Das wär für mich kein Leben. Das hält mich auch in Bewegung.

Das ist auch wichtig, aber doch gut, wenn man ab und zu auf Unterstützung zurückgreifen kann.

Ja natürlich. Das hab ich mir ein bisschen aufgebaut, mit der Fußpflegerin, die kommt schon mal, die hilft auch mal.

Und wenn Sie es mit einem anderen Pflegedienst versuchen?

Wir bekommen alle vierzehn Tage auch von einem Pflegedienst geputzt. Das hat sie ein bisschen akzeptiert. Wobei sie das stört, wenn da jemand kommt. Aber dann sag ich: „Wir brauchen Hilfe, ich kann das nicht auch noch machen“. Und alle 14 Tage kommt jemand, die auch bezahlt

wird, das funktioniert auch gut. Das ist immer freitags. Also wir haben fast jeden Tag irgendeinen Programmpunkt. Bis jetzt funktioniert das alles noch. Das kann sich aber ändern.

Kann Ihre Freundin nachts alleine sein?

Sie schläft Gott sein Dank. Und wenn, dann geht sie mal raus zur Toilette und wieder zurück. Ich hab ja mal ja gesagt. Hab mich drauf eingelassen, mich um Anna zu kümmern und da gibt es für mich überhaupt keine Diskussion. Ich mach's ja auch gerne. So lange es irgendwie geht. Wenn es halt gar nicht mehr geht, dann müsste ich sie in ein Heim geben. Das wäre nicht gut.

Manchmal ist auch das eine gute Lösung. Um ihren Sohn haben Sie sich auch gekümmert.

Da hat die Betreuung eine Anwältin, das ist gut. Er lebt nun auch in einem Heim, was ihm sehr gut bekommt. Der Staat tut eine Menge, aber es fehlen Menschen, die sich kümmern.

Was würden Sie sich mehr an Unterstützung wünschen?

Ich würde mir wünschen, dass ein anderer der krank ist, so eine Betreuung bekäme, wie sie jetzt die Anna hat. Das wäre ein Ziel, aber das ist nicht erreichbar. Das ist das Problem.

Da hat Ihre Freundin wirklich Glück, so einen Freund wie Sie es sind, zu haben.

Sie kann in ihrem Umfeld bleiben, das ist ihr sehr wichtig. Sehr wichtig bei dieser Krankheit.

Sie wohnen direkt nebendran. Sie sind schnell bei ihr.

Ich bin auch dann abends beruhigt, wenn sie sich hinlegt und richtig liegt, dann ist sie ganz glücklich. Meistens weint sie

dann auch noch ein bisschen, weil ich gehe. Dann sage ich: „Ich bin ganz in Deiner Nähe, Du sollst jetzt schlafen.“ Dann bin ich beruhigt wenn ich rüber gehe. Wenn ich dann morgens wiederkomme und sie ist im Bett, freut sie sich. Dann strahlt sie auch und sagt: „Wenn ich Dich nicht hätte“. Das bekomme ich jeden Tag 100 mal zu hören. Aber auf der anderen Seite kann sie auch böse sein.

Was macht sie dann böse?

Ich weiß es nicht. Meistens wenn ich nicht da bin. Sie isst alles was ich mache. Ich merke nur, ob sie das gerne oder weniger gern isst. Sie meckert nicht, ist ein lebenswerter Mensch, ein positiver Mensch. Nur manchmal, dann sitzt sie ganz stur und sagt: „Du lässt mich den ganzen Tag allein“. Obwohl ich nur eine halbe Stunde weg bin.

Das kann sie dann nicht einschätzen.

Nein. Da muss ich auch noch mehr mit umgehen lernen, denn meine Bekannten sagen auch, du musst Dich auch mal absetzen, sonst schaffst Du das nicht.

Sonst sind Ihre Kräfte auch aufgebraucht.

Es ist nicht einfach. Es ist so erstaunlich, dass ich es immer noch nicht geschafft habe, die Gelassenheit in allem zu bewahren. Ganz verändern kann man sich nicht. Aber man kann eine Menge dazu lernen. Vor allem wenn man die Jungen, die Familien und die Probleme sieht, die man gar nicht mehr nachvollziehen kann. Es gibt so viel Leid und gerade diese Krankheit, die so fortgeschritten ist. Wenn man diese Dinge hat, dann sieht man die Welt mit anderen Augen. Dann hab ich die Schwestern noch. Wir gehen ja immer noch ein oder zweimal ins Mittagsgebet, mit Orgelmusik, eine kleine Ansprache, gemeinsames Gebet.

Das ist noch etwas für Ihre Freundin. Das gefällt ihr?

Ja, ja. Wir haben immer ein bisschen Programm. Dann gehen wir mal Kaffeetrinken. Disziplin ist wichtig.

Ich wünsch Ihnen viel Kraft, dass Sie das auch durchhalten und dass Sie sich auch Gedanken um sich machen. Sie brauchen etwas Eigenes. Die Pflege wird ja immer mehr.

Gut dass sie mich angesprochen haben, denn es ist mir wichtig, dass die Öffentlichkeit mehr erfährt über die Krankheit und wie man damit umgeht. Das Problem ist erkannt, aber das Personal ist nicht da. Normalerweise braucht so ein Mensch jemand, der immer da ist und sich kümmert. Aber das ist ja nicht machbar.

Sie haben sich aber auch kündigt gemacht und Schulungskurse besucht.

Ja. Das hab ich gemacht. Das war gut für mich. Ich habe noch nicht einen Fall erlebt, der gleich ist. Vor kurzem war auch ein Fachtag. Da hab ich nur festgestellt, dass da nur eine Handvoll Männer waren. Es waren fast nur Frauen da.

Da haben Sie recht. Das war der Fachtag von unserem Netzwerk Demenz in Speyer. Schön, dass Sie da waren.

Mit der Dame von Heidelberg hab ich mich auch unterhalten, Alles toll, aber was nutzt es, es muss bei jedem Menschen anders angewandt werden. Jede Demenz ist anders, da liegt das Problem. Es gibt auch wenige Männer, die pflegen. Und vor allem wenn ein Freund die Pflege übernimmt, ist selten. Wir haben ja nur so eine Freundschaft, kein Verhältnis.

Sind sie auch in der Selbsthilfegruppe?

Nein. Das kommt auch noch dazu. Es ist zu schwierig wegzukommen. Ich hätte ja ein, zwei Bekannte die mir helfen würden,

sie will das nicht. Sie wehrt sich dagegen. Dann ist sie stur. Wenn ich abends mal weggehen möchte, dann kann ich das erst um 21 Uhr oder 21.30 Uhr. Das funktioniert nicht, weil es dann zu spät ist. Da liegt noch ein Problem. Sie vertraut sich niemand an, sie will niemand anders.

Sie sind der Strohalm, an dem sie sich festhält. Sie geben ihr die Sicherheit, die sie braucht.

Ja. Das war halt auch mit der Pflege. Die tun ja alles, nur die Leute können nicht immer pünktlich sein, die Zeiten verschieben sich. Die haben so viel Personalausfall, dass öfter jemand anders kommt. Diese kranken Menschen wollen das nicht. Das ist ein Riesenproblem. Damit muss die Gesellschaft fertig werden.

In so einer Situation einen Freund zu haben, der verlässlich an der Seite ist, ist etwas Besonderes.

Das ist auch für mich wichtig. Ich hab ja auch viel davon. Deshalb hab ich es noch nie bereut. Ich bin reingewachsen. Ich käme auch nie auf die Idee, sie allein zu lassen. Solange es geht, mach ich es.

Vielen Dank für das offene Gespräch. Ich wünsche Ihnen viel Kraft und dass Sie auch auf sich aufpassen.

Ria Krampitz

Informationen über Angebote für Menschen mit Demenz
erhalten Sie bei den Pflegestützpunkten, in der Paul-Egell-Straße 24, Tel: 06232/8541215 und 06232/6796705 und in der

Bahnhofstraße 39, Tel. 06232/8500178 und 06232/8500177

Neues aus den Pflegestützpunkten



Das Hilfsangebot der Pflegestützpunkte ist ein kostenloses Beratungsangebot, welches sich an behinderte, ältere und pflegebedürftige Menschen und deren Angehörige wendet.

Die Beratung erfolgt persönlich, vertraulich, kompetent sowie trägerneutral. Auf Wunsch können die Gespräche auch im häuslichen Umfeld stattfinden. Die Expertinnen informieren über Leistungen und Leistungsanbieter und geben Angehörigen Hinweise für die Pflege zu Hause. Dabei machen sich die Fachkräfte zunächst ein Bild über den Hilfe- und Unterstützungsbedarf sowie gegebenenfalls über die Wohnsituation der betroffenen Person. Gemeinsam mit dem ratsuchenden Menschen und dessen Angehörigen wird auf Wunsch ein individueller Versorgungsplan erarbeitet. Die Koordination aller Möglichkeiten orientiert sich dabei an den Wünschen und Bedürfnissen der Betroffenen.

Auch bei Schwierigkeiten mit Anbietern von ambulanten oder stationären Pflegeleistungen stehen Pflegestützpunkte unterstützend zur Seite.

Im Pflegestützpunkt in der Bahnhofstraße verstärkt seit 01.01.2018 Frau Leonie Dölle unser Team. Frau Dölle hat in Freiburg Soziale Arbeit mit dem Abschluss Bachelor of Arts studiert und hat nach ihrem Studium eine acht monatige Tätigkeit in einem ambulanten Pflegedienst absolviert. Zuletzt war sie als Sozialpädagogische Familienhilfe in der Erziehungsberatung tätig.

So können Sie uns erreichen:

Pflegestützpunkt Paul-Egell Straße
Frau Bouquet/ Frau Ewald/ Frau Schimmelme

Paul- Egell-Straße 24, Speyer

Tel: 06232- 6796705

06232- 8541215

Pflegestützpunkt Bahnhofstraße

Frau Bouquet/ Frau Dölle/ Frau Wilhelm

Bahnhofstraße 39, Speyer

Tel. 06232- 8500177

06232- 8500178



Projektwoche zum Thema

„Krankheit - Leid - Sterben - Tod - Trauer - Trost“

mit Schülern der Erlichschule

Palliativ-Trainerin Petra Gutekunst wurde von Frau Levenz, der Klassenleiterin einer 6./7 Klasse eingeladen, eine Projektwoche „Hospiz macht Schule“, die von der Bundes-Hospiz-Akademie entwickelt wurde, durchzuführen.

Am 15. Januar betraten wir, das Team von Frau Gutekunst, die Schule mit etwas „mulmigem“ Gefühl. Würden die Schüler sich eine Woche lang auf das schwierige Thema einlassen?

Würden sie ihre Berührungsängste beim sensiblen Thema Tod und Sterben überwinden?

Würden sie uns vertrauen und sich öffnen?

Die erste Aktion diente der Verbindung der Gruppe. Wir sangen im Sitzkreis das Lied „Der Himmel geht über allen auf“,

wobei wir nacheinander unsere Namen in den Liedtext aufnahmen und uns dabei mit bunten Bändern verknüpften.

Danach lauschten die SchülerInnen der Geschichte „Zairas Himmelsreise“, in der ein kleines Mädchen mit Luftballons in den Himmel fliegt, begeistert auf einer weißen Wolke landet, dann aber auch Kontakt mit sie ängstigenden dunklen Wolken hat und deren Nutzen erfährt. In Kleingruppen schrieben die Schüler jetzt auf weiße Karton-Wolken schöne Erlebnisse und unangenehme, traurige durch eine Schmetterlingsgeschichte, wie wichtig die Verpuppung der Raupe, die Ruhe, die Stille, das Abgeschiedensein für Erfahrungen auf dunkle Wolken.

Wieder im Plenum erfuhren sie dann wie die Verwandlung in einen Schmetterling ist. Bei den Worten: „Ganz ruhig hängt sie



da...In ihr geschieht etwas, was war, vergeht, etwas Neues wächst heran..." war es mucksmäuschenstill.

Nun war das Eis gebrochen! Wieder in Kleingruppen gab es mit Hilfe von Fotos Gespräche über Fragen wie: „Wie warst du früher? Hast du dich verändert? Musstest du etwas loslassen?“

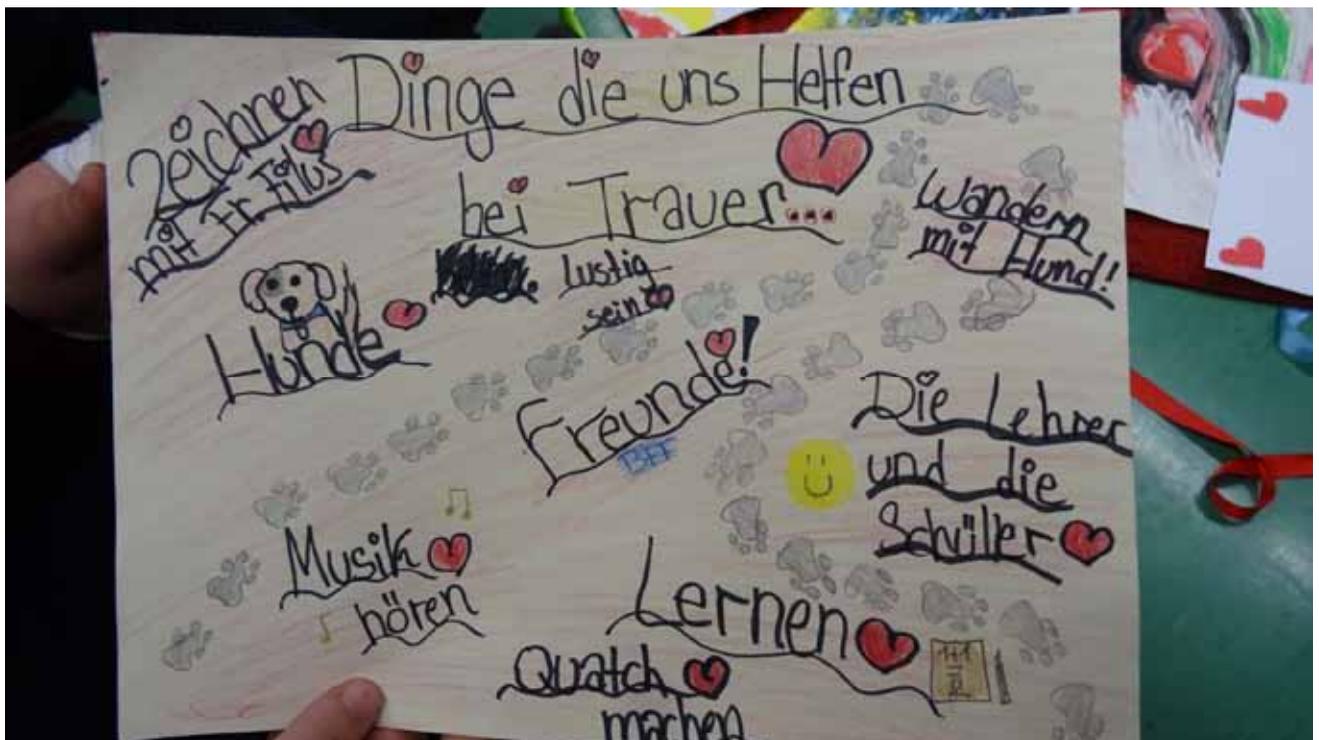
Am 2. Tag befassten wir uns mit dem Thema Krankheit. Die SchülerInnen erzählten von ihren Erfahrungen mit Krankheiten und stellten verschiedene Erkrankungen pantomimisch dar. Die MitschülerInnen durften sie erraten. Eine Ärztin, die für diesen Tag eingeladen worden war, ließ sich mit „Fragen löffeln“ und beantwortete sie alle geduldig. Den Abschluss dieses Tages bildete ein Austausch darüber, was den Jugendlichen bei Erkrankung gut tut und was dabei nicht gut tut.

Am Mittwoch stand Sterben und Tod im Mittelpunkt. Eingeführt wurde das Thema durch Texte aus dem Kinderbuch „Hat Opa einen Anzug an?“ Ein Film aus der

Reihe „Willi will's wissen“ informierte darüber, welche Aufgaben ein Bestatter hat. Die SchülerInnen haben sich auch überlegt, was mit der Seele passiert und gemalt, wie sie sich das Jenseits vorstellen.

Um Trauer ging es am 4. Tag. Die jungen Menschen stellten mit Fingerfarben ihre Gefühle dar. Dabei zeigte sich, dass die Farben der Trauer vielfältig sind. Oft wurde für Trauer rot gewählt. Ganz deutlich fiel auf: Trauer ist individuell, sie lässt sich nicht in Normen pressen. Man kann nicht falsch oder richtig trauern. Zum Schluss bekamen alle SchülerInnen einen Tontopf, Erde und eine Blumenzwiebel, die sie eintopften. Die Wurzeln der Zwiebel brauchen gute Erde, damit eine Blüte hervorkommen kann. Dies soll verdeutlichen, dass ein Mensch sich nach einem Verlust, einer gravierenden Veränderung wieder neu verwurzeln kann.

Der Freitag war dem Trösten gewidmet. „Wie geht trösten? Was würdest du sagen? Was darf man tun?“ Diese Fragestellungen



regten zu Spontanäußerungen an. In Kleingruppen bekamen die SchülerInnen Vorschläge zum Trösten und konnten ankreuzen, was sie sich für sich selbst wünschen würden und was sie für andere gerne tun würden. Jeder schrieb seine Trostvorschläge auf ein vorgefertigtes Blatt. Im Kreisgespräch stellten alle ihre Blätter vor und befestigten sie an einer großen Pflanzenranke. Nun war es Zeit für den Lastentanz, in dem die schwere Last des Leids nochmal auf dem Rücken gespürt und dann abgeworfen wurde.



Mit einem abschließenden Feedback und unserem Anfangslied beendeten wir die Projektwoche.

Wir Mitarbeiterinnen des ambulanten Hospiz-Palliativ-Care Beratungsdienstes waren sehr berührt

von der Offenheit und Sensibilität der jungen Menschen für diese Thematik. Die SchülerInnen waren voll des Lobes für diese Woche und dankbar für die Möglichkeit, in geschütztem Rahmen ihre Gefühle der Angst und Trauer zeigen zu dürfen und all die Fragen, die sie umtreiben, stellen zu können.

Hanne Kleinen, Mitarbeiterin des Teams
von Frau Gutekunst

Trauercafé Phönix

Jeden 2. Dienstag im Treff im
Haus Pamina, Paul-Egell-Straße 24
Petra Gutekunst, Tel. 06232/604744

Ringparabel

(auf Speyerer Art)

Speyer im Sonnenglanz,
Frühlingsgefühle,
Bummel ist angesagt.
Ach, ist das schön heute.

Ein Mann begegnet mir,
beugt sich blitzschnell zum Boden,
findet - **angeblich** - einen breiten Ehering.
"Du heute Glück", sagt er, "viel Glück!"
"Wieso ich, Sie haben doch den Ring gefunden."

"Nein, das ist Damenring.
Hier kucken, reines Gold.
Du Ring nehmen, Du heute Glückskind.
Ich Dir schenken."
"Nein, Sie haben ihn doch gefunden."

Hin und her in der warmen Frühlingssonne.

Ende vom Lied:

Ich nehme den Ring,
will gehen.

Er: "Nur ein kleines Bier, biiiiitte."

Ok, denke ich.

Öffne meine Geldbörse. Finde nur 10€.

Er: "Ist auch mein Glückstag heute."

Ich hinein ins Fundbüro!

Alle lachen:

"Sind Sie auch darauf reingefallen?"

Wieviel haben Sie bezahlt?"

Und, haben Sie Ihre Geldbörse noch?"

Das ist der letzte Trick im schönen Speyer!"

Ich trolle mich beschämt und denke:

War ja wohl doch mein Glückstag heute!

Bin weiterhin stolze Besitzerin meines Portemonnaies.

Ulla Fleischmann – März 2014

Alles was Freude macht

Jeden 4. Dienstag um 15 Uhr im AWO-Seniorenhaus Burgfeld

So lautet eine gleichnamige regelmäßige Veranstaltung im AWO-Seniorenhaus zu der alle Speyerer Senioren und Seniorinnen herzlich eingeladen sind. Anfänglich gedacht als ein gemütliches Treffen, zu dem sich die Bewohner des Seniorenhauses – viele sind ehemalige Baugenossen – mit Baugenossen treffen können, damit der Kontakt zu ehemaligen Nachbarn bestehen bleibt.

Bei Kaffee, Tee und Gebäck oder Kuchen – im Sommer auch Eiskaffee – kommen die Besucher schnell miteinander in Kontakt. Sie freuen sich immer auf die Treffen, die gemeinsam von der Sozialbetreuung des Seniorenhauses mit dem Sozialmanagement der GBS/Nachbarschaftsverein organisiert werden.



Das Programm ist so vielfältig wie die Bezeichnung: „Alles was Freude macht“. Ob

Bingo, Gedächtnistraining, Spielenachmittag, gemeinsames Singen, Basteln oder Backen zu Ostern und Weihnachten, Sitztanz oder Sturzprävention, Oktoberfest – für Jeden ist etwas dabei.

Mit viel Begeisterung findet in diesem Jahr zum 2. Mal das Rollatortraining unter der Anleitung der Polizei statt. Die Teilnehmer erhalten eine Urkunde.

Ein schönes Erlebnis hatte bei unserer Januar-Veranstaltung ein älterer Herr, der zum 1. Mal dabei war. Der kostenlose Fahrdienst der GBS für Baugenossen holte ihn von zu Hause ab. Er sagte: „Ach, das ist ja so schön hier unter Menschen, ich komme jetzt immer. Ich habe es einfach nicht gewusst bzw. mich nicht getraut. Weil ich mich so zurückgezogen habe, nach dem Tod meiner Frau.“

So war er mit Herz und Freude dabei – so soll es sein.



Ebenfalls zu dieser Veranstaltung gehört auch die jährliche Fasnachtfeier. Auch in diesem Jahr besuchten wieder viele Fasnachtsvereine die Senioren, um ihnen Lebensfreude, Spaß und heitere Stunden zu schenken.

Herr Krupp und Eugen Flicker animierten die Narrenschar zum Mitschunkeln und singen der alt bekannten Lieder. Die Se-

nieren wurden liebevoll kostümiert vom Mitarbeiterteam des Hauses.

Das Programm war vielfältig und begeisterte die Bewohner und Besucher. Alle namhaften Speyerer Fasnachtvereine waren vertreten und boten Unterhaltung. Die Prinzenpaare, Bohnenkönigin und Prinzessin machten dem Narrenvolk ihre Aufwartung. So konnten die SKG, Kaiserfunken, Ranzengarde, ZWANZIG10, CVR Rheinfunken und der Fasnachtverein Speyerer Königreich mit einer bunten Palette von Darbietungen das Publikum er-

freuen.

Von Tanzdarbietungen der Kleinsten bis hin zu den Großen, musikalischen Beiträgen u. a. vom „Pfälzer Troubadour“, Pantomime und Sitztanz dargeboten von der SKG sowie Showtänzen wurde viel geboten. Die ehrenamtlichen Damen des Seniorenhauses zeigten Zauberstücke und trugen witzige Gedichte vor.

Karin Hille-Jacoby
Leiterin Soziales Management GBS Speyer
Nachbarschaftsverein GBS

GEMEINNÜTZIGE BAUGENOSSENSCHAFT SPEYER eG



67346 Speyer, Burgstraße 40
Telefon (062 32) 60 13 - 0
Telefax (062 32) 60 13 - 13
E-Mail: info@gbs-speyer.de
Internet: www.gbs-speyer.de

gegründet 1919

■ Vermietung ■ Eigentümerverwaltung ■ Neubautätigkeit

Die Gemeinnützige Baugenossenschaft Speyer eG
– mit eigener technischer Abteilung –
übernimmt weitere WEG-Hausverwaltungen
ab 20 Wohneinheiten in Speyer.

Bei Interesse wenden Sie sich bitte an:
Herrn Stefan Hölldorfer, Telefon: 06232/6013-24.

Neues von der Speyerer Freiwilligenagentur

Neue Adresse der Speyerer Freiwilligenagentur

Wir sind umgezogen. Sie finden unsere neuen Räumlichkeiten in der Roland-Berst-Straße 1 (auf dem Gelände der Normand-Kaserne). Unsere neuen Daten sind

Speyerer Freiwilligenagentur
Roland-Berst-Straße 1

67346 Speyer

Telefon 06232 / 14-2695

(neue Rufnummer)

E-Mail ehrenamt@stadt-speyer.de

Öffnungszeiten:

Wir sind von Montag bis Freitag von 8.30 bis 12.30 Uhr und nach Terminvereinba-

rung zu erreichen.

Wir freuen uns auf Sie!

Rückblick auf die Informationsveranstaltung „Ehrenamt in Speyer“

Am 29.11.2017 fand in der Stadthalle Speyer eine weitere Informationsveranstaltung „Ehrenamt in Speyer“ statt. 40 Vereine und Organisationen stellten ihre Projekte vor und standen Interessierten für ausführliche Informationen und Fragen über ehrenamtliches Engagement zur Verfügung. Eine Reihe von Speyerer Bürgerinnen und Bürger nutzten dieses Angebot und kamen mit verschiedenen Gruppen ins Gespräch, um sich über die vielfältige Arbeit der Organisationen und Vereine



und über eine mögliche ehrenamtliche Unterstützung dieser Arbeit aus erster Hand zu informieren. Bürgermeisterin Monika Kabs hatte zusammen mit der Speyerer Freiwilligenagentur zu der Veranstaltung eingeladen. Der Offene Kanal Speyer hat im Rahmen seiner Reihe „Wasser oder Woi“ eine Sonderausgabe dazu erstellt, der unter <https://www.youtube.com/watch?v=PRN4QNAEKmU> abgerufen werden kann.

Möchten Sie sich gerne ehrenamtlich engagieren, wissen jedoch nicht so genau, welche Art des Engagements Ihren Wünschen und Ihren Fähigkeiten am besten entspricht. Wir freuen uns, wenn Sie Kontakt zu uns aufnehmen. Wir beraten Sie gerne.

Ehrenamtskarte Rheinland-Pfalz



Seit Mai 2017 beteiligt sich Speyer an der Ehrenamtskarte Rheinland-Pfalz. Die Speyerer Freiwilligenagentur ist lokale Anlaufstelle. Wir möchten Sie gerne auf die Möglichkeit der Antragstellung hinweisen. Seit 01.01.2018 ist auch das Historische Museum der Pfalz Partner der Ehrenamtskarte Rheinland-Pfalz.

Bei Fragen zur Beantragung sowie Informationen über alle landesweiten Vergünstigungen können Sie sich gerne persönlich an uns wenden.

Alle Informationen finden Sie auch unter www.speyer.de/ehrenamt oder www.wir-tun-was.de. Ute Brommer

Speyerer Freiwilligenagentur

Die Angebots-Palette des Seniorenbüros

Akademie für Ältere

Internettreff F@irNet

Ludwigstraße 15 b

Hobby-Werkstatt

Mönchsgasse

„Locker auf dem Hocker“

Kegeln, Skat, Rommé (jeweils eigene Gruppen)

Reisen

Tagesfahrten

Reisen der kurzen Wege

Mehrtagesreisen

Montagsrunde

Konzert am Nachmittag

im Historischen Ratssaal

auf der Palliativstation

für Menschen mit Demenz

Teilnahme am Europäischen Filmfestival der Generationen

Wir sind dabei – 90 plus

Zeitschrift „aktiv dabei“

Veranstaltungen nach Bedarf

Nähere Informationen

Seniorenbüro,

Maulbronner Hof 1A,

67346 Speyer

Telefon: 06232/14-2661

Gemeinsam für eine blütenbunte und bienenfreundliche Stadt

Speyer blüht für Biene, Hummel und Co.

Paradiese für Wildbienen in Speyer

Mit Sanddüne und Auwald hat Speyer Anteil an Schutzgebieten, die für Wildbienen und seltene Insekten wertvollen Lebensraum bieten.

Aber auch der Siedlungsraum der Stadt hat Potenziale zur Förderung eines großen Artenreichtums. Im warmen trockenen Klima hier, in Parks und entlang des Straßengrüns, in Gärten oder sogar Balkonkästen können Lebens(t)räume für viele der heimischen Wildbienenarten realisiert werden.



**Bieneninitiative
Speyer**

Programm 2018

26. Mai 2018, 15.00 bis 17.00 Uhr

Unsere Honigbienen
Informativer Nachmittag am Bienenstand mit den Stadttimekern: D. und H. Hoffmann

10. Juni 2018, 16.00 bis 17.30 Uhr

Deichexkursion Bienenweide am Rheinhauptdeich
Spaziergang in der Kulturlandschaft mit drei Biologen: S. Mayrhofer, H. P. Wierig und F. Steuerwald

23. Juni 2018, 9.30 bis 17.00 Uhr

Arbeiten mit der Sense – den Bogen raushaben
Praxiskurs mit Sensenlehrer H. Winkels am Deich und auf der Wiese: Sensen, Mähen und Dengeln

Anmeldung über die Volkshochschule Speyer erforderlich. Kontakt: VHS Speyer, Bahnhofstr. 54, 67346 Speyer, Email: info@vhs-speyer.de, www.vhs-speyer.de

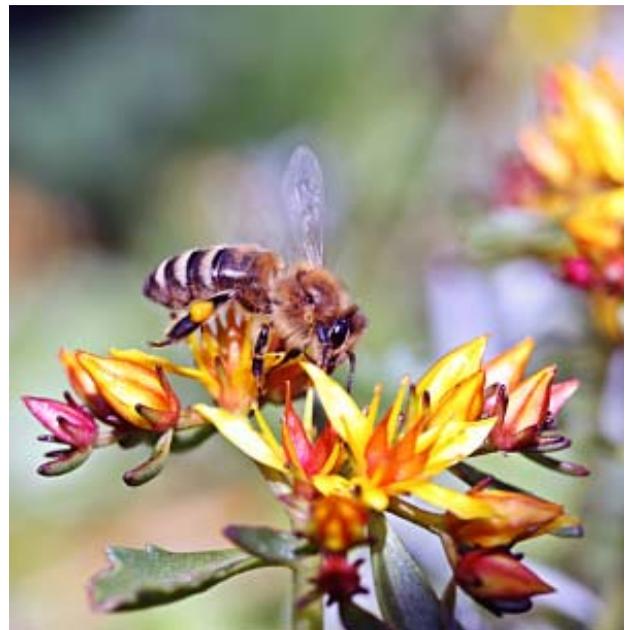


Foto: birgith / pixelio.de

Projekte zum mitmachen

„Blütenbuntes Speyer“

Projekte für alle:

Bienengarten für Speyer – machen Sie mit bei Planung und Umsetzung.

Musterbienenbeete der Stadtgärtnerei an vielen Stellen im Stadtgebiet.

Speyerer Bienenkübel

Pflanzaktion der Initiative #inSPEYERed

Termine und Informationen unter:

www.bienenkuebel.inspeyered.de

Bienen sind wichtig für Menschen - Menschen sind wichtig für Bienen

In der Kulturlandschaft schwindet der Lebensraum für die Bienen in bedenklichem Ausmaß. Von den 580 in Deutschland heimischen Arten sind mehr als die Hälfte bestandsbedroht, extrem selten oder

schon verschollen. Alle Bienen, die bekannte Honigbiene wie die vielen Wildbienenarten, spielen als Bestäuber eine wichtige Rolle für den Erhalt der biologischen Vielfalt. Und nicht zuletzt für die Sicherung unserer Ernährung.

Wir wollen sie wertschätzen und schützen – in der Stadt und auch in der ackerbaulich genutzten Landschaft.

Machen Sie mit! Damit unsere Stadt lebenswert ist für Bienen und Menschen.

Die Bieneninitiative lädt alle ein, aktiv zu werden für Lebensraumschutz und Blütenvielfalt: Vorträge, Exkursionen, Angebote zum Mitmachen geben dazu Information und Anregung.

Wollen Sie mitmachen oder haben Sie Fragen? Hier können Sie sich melden:

info@bieneninspeyer.de

www.speyer.de/bienen



Foto: luise / pixelio.de

„Speyer blüht für Biene, Hummel und Co.“
Ist ein Projekt der Bieneninitiative Speyer:

- Imkerverein Speyer mit den Stadt-
imkern
- Netzwerk Umweltbildung Speyer –
Rheinpfalz e. V.
- Pollichia-Ortsgruppe Speyer
- Rucksackschule des Forstamtes
Pfälzer Rheinauen
- Stadt Speyer mit Grünflächenpla-
nung und Nachhaltigkeitsmanage-
ment
- Stadtbibliothek Speyer
- Volkshochschule Speyer

Hummel-Schaugarten

"Die Bieneninitiative startet das Projekt Hummel-Schaugarten in diesem Frühjahr. Der Hummel-Schaugarten soll nicht nur Anregungen zum Nachahmen im privaten Garten geben. Er soll auch Gelegenheit geben zum

Mitmachen: Bei Pflanz- und Pflegeaktionen oder beim Bauen verschiedenen Gartenelemente. Damit soll der Hummelgarten zum Lern- und Erlebnisort werden und helfen die Bewunderung für die Vielfalt der Natur im kulturell geprägten städtischen Lebensraum der Menschen anzufachen."

Frau Hoffmann, Stadtimkerin



Gesundheit unter Bäumen

Zur Kur in den Speyerer Auwald

„Bäume sind wie Heiligtümer. Wer mit ihnen zu sprechen, wer ihnen zuhören weiß, der erfährt die Wahrheit. Sie predigen nicht Lehren und Rezepte. Sie predigen vom Urgesetz des geheimnisvollen Lebens“. Hermann Hesse



Für sein Wohl und seine Gesundheit ist jeder selbst verantwortlich. Der gestresste Mensch braucht dafür Ruhe, Kraft und viel Bewegung. Jetzt im Frühling bieten sich die Rheinauen vor unserer Haustür ideal dafür an. Schnell ist man mit dem Fahrrad dort.



Hier lässt sich in klarer Luft tief durchatmen und die Kraft alter Bäume erspüren. Ade Fernsehen, Radio, Internet und Handy. Mache eine Pause vom Alltagsdenken

und erobere dir ein schönes Plätzchen im Auwald. Dort lasse dich von einem Baum rufen. Umarme ihn und fühle die Kraft des Baumes. Setze dich darunter und nimm die Natur mit allen Sinnen wahr. Atme die klare Luft ein und aus. Ziehe den Duft von frischem Grün, Kräutern und Waldboden durch die Nase. Schau zu den Baumkronen. Höre den Vogelgesang, das leise Knistern der Äste und den pochenden Specht im Baum.



Nach der feuchten Winterwitterung sind oft Hals und Luftwege belegt. Um das Sekret zu lösen, atme summend mit stimmhaftem „ssss“ aus. Das funktioniert auch mit „mmmh“, „pppp“ und „tttt“. Zum Abhusten atme 1/3 aus, baue einen leichten Druck auf und räuspere hüstelnd die Rest Luft aus. So wird der Schleim nach

38 aktiv dabei

oben transportiert und kann ausgespuckt werden.

Auch der majestätisch fließende Rhein beruhigt das Gemüt. Genieße einen schönen Ausblick zum großen Strom und lausche seinem Wellenschlag. Entspanne dich. Fühle mit deiner Hand über rumliegende Steine. Spüre mit jedem Atemzug wie Kraft durch deinen Körper rinnt. Atme durch die Nase ein und mit leicht gespitzten Lippen wieder aus. Lasse die Luft durch Deinen ganzen Körper zirkulieren. Führe zuerst die Luft unter das Brustbein, dann zu den Bauchorganen und Rippenbögen. Mit den Händen kannst du erfühlen, wie die Luft gezielt die Organe durch-

spült. Mache zum Schluss beim Einatmen einen leichten Rundrücken und richte beim Ausatmen die Wirbelsäule wieder auf.

Siehst du in der Einsamkeit einen Angelkahn am Ufer festgemacht, steige behutsam ein, lasse dich sanft hin und her wiegen und starte mit geschlossenen Augen eine Fantasiereise. Spüre das Wasser zwischen deinen Fingern. Fühle seine reinigende Kraft. Ehe du das Boot vorsichtig wieder verlässt, räkle dich kräftig in die Wirklichkeit zurück.

Mit dem Wohlgefühl von Geborgenheit kannst du nun deine Heimreise antreten.

Hans Wels



Aus der Geschichte der Medizin (24)

Das Tor zur modernen Chirurgie

Jahrhundertlang war den Ärzten verwehrt, aktiv und wirksam mit dem Skalpell in den Verlauf einer gefährlichen Krankheit einzugreifen und drohendes Unheil oder gar den Tod zu verhindern. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts waren schlimmste eitrige Infektionen nach operativen Eingriffen die Regel. Man wusste nichts von den Mikroorganismen, die die Ursachen der oft tödlichen Wundinfektionen waren. Üble Infektionskeime drangen erbarmungslos in jede Operationswunde ein. In den Krankensälen der Hospitäler herrschte infernalischer Gestank des Eiters, der aus den infizierten Operationswunden quoll und den die Ärzte mit Jauche verglichen.

Auch war jeder Skalpellschnitt eines Chirurgen für den Patienten mit unerträglichen Qualen verbunden. Wegen der mit einer Operation einhergehenden Schmerzen mussten chirurgische Eingriffe in größtmöglicher Eile erledigt werden. Sorgfältige und differenzierte Eingriffe waren deshalb nicht möglich.

Erst die Entdeckung von stark wirkenden Schmerzmitteln und vor allem von Substanzen, die den Patienten in einen tiefen Schlaf versetzten und aus dem sie auch durch stärksten Schmerz nicht geweckt werden konnten, machten es möglich, auch länger dauernde chirurgische Eingriffe vorzunehmen.

Der Kampf gegen den Schmerz

Die Inhalation von Lachgas hatte schon jahrzehntelang zur Unterhaltung eines belustigten Publikums gedient, ehe es in der operativen Heilkunde von Horace Wells und später dessen Schüler William

Morton zur Schmerzbekämpfung eingesetzt wurde (s. *aktiv dabei 1/2013*). Morton machte auch Versuche mit der Einatmung von verdunstetem Aether, der schon seit dem Mittelalter als „süßes Vitriol“ bekannt war, um die Patienten der Chirurgen in einen tiefen Schlaf zu versetzen, in welchem sie keine Schmerzen empfanden. Die Äthernarkose war bis in das 20. Jahrhundert hinein die Methode, um chirurgischen Patienten einen schmerzfreien Bewußtseinsverlust zu schenken, in dem man in Ruhe und mit der erforderlichen Gewissenhaftigkeit detailreichere Eingriffe durchführen konnte. In Schottland hatte Sir James Simpson im Chloroform eine weitere Substanz entdeckt, die nach Verdunstung eingeatmet wurde und ebenfalls zu Unterbrechung des Bewusstseins und zu Schmerzfreiheit führte. Aether und Chloroform wurden durch Einatmen nach Verdunstung wirksam, indem diese als Flüssigkeit auf ein vor Mund und Nase gelegtes Tuch oder auf ein spezielles maskenförmiges, textilbedecktes Metallgestell (Schimmelbusch-Maske) geträufelt worden war.



Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts war es Jean Dominique Larrey, dem bekannten französischen Chirurgen der Napoleo-

nischen Kriege aufgefallen, dass er auf dem Schlachtfeld bei Minustemperaturen fast schmerzfrei die Amputation von zertrümmerten Gliedmaßen durchführen konnte. Die Unterkühlung (Vereisung) von Körpergewebe spielt heute noch eine Rolle, wenn umschriebene chirurgische Schnitte in kleinen, oberflächlichen Körperpartien schmerzfrei durchgeführt werden sollen. 1884 empfahl der österreichisch-amerikanische Augenarzt Carl Koller, vor Eingriffen am Auge Cocain auf die Bindehaut zu träufeln, um Augenoperationen schmerzfrei zu gestalten. Nur wenige Jahre später gelang dem Amerikaner W.St. Halstedt durch Einspritzung von Cocain in den Unterkiefernerven diesen vorübergehend auszuschalten. Seinem Landmann L.Corning war gleiches mit einem der Unterarmnerven und mit Nerven der Wirbelsäule gelungen. Der Berliner Chirurg Carl Ludwig Schleich konnte schmerzfrei operieren, wenn er vor dem Eingriff das Operationsgebiet diffus mit Cocain infiltrierte. Die immer leistungsfähigere pharmazeutische Industrie machte es möglich, das nicht unbedenkliche Cocain durch andere Substanzen zu ersetzen (Novocain). Es war möglich geworden, bestimmte Gebiete des Körpers schmerzfrei zu machen, ohne den gesamten Menschen in einen Tiefschlaf zu versetzen (Lokalanästhesie).

Erst im 20. Jahrhundert konnten Operationspatienten durch intravenöse Injektion von gelösten Salzen der Barbitursäure und deren Verbindungen in einen Narkoseschlaf versetzt werden. Die Anästhesiologie (Lehre von der Schmerzbekämpfung) wurde zu einer effektiven Wissenschaft, die in unserer Zeit noch immer weiter ausgebaut und verfeinert wird.

Der Kampf gegen die Wundinfektion

In Österreich-Ungarn hatte um die Mitte des 19.Jahrhundert der Arzt und Geburtshelfer Ignaz Semmelweis erkannt, dass

damals im manuellen oder instrumentellen Eingreifen des Geburtshelfers die Ursache des verheerenden Kindbettfiebers zu sehen war, dass die Hände des Arztes die Träger einer tödlichen Substanz waren (s. *Aktiv dabei Heft1/2012*). Es wurde Semmelweis klar, dass der Arzt, der unmittelbar nach der Sektion eines an einer Infektion Verstorbenen eine Geburt vornahm, eine krankmachende, infektionserzeugende Substanz von der Leiche auf die Lebendigen übertrug, die Semmelweis „Leichengift“ nannte. Von Bakterien oder Bazillen, die von außen in Operationswunden eindringen und die reale Ursache der gefürchteten, meist tödlichen Wundinfektionen waren, wusste Semmelweis damals so gut wie nichts. Er hatte aber mit der von ihm geforderten Händedesinfektion die richtige Maßnahme der Asepsis gefunden. Bakterien, die von außen in die Wunden gelangten, waren die Ursache der Infektion und mussten unter allen Umständen ferngehalten werden.

Eine andere Methode, Operationswunden frei von Bakterien zu machen, hatte in England der Chirurg Joseph Lister erdacht (s. *aktiv dabei Heft 3/2012*): Bereits in die Operationswunde eingedrungene Bakterien vernichtete er mit Karbolsäure, die er mittels feuchter Wundeinlagen oder eines Spraynebels während der Operation in die Wunde brachte, die sein Skalpell eröffnete.

Die Antisepsis, die Joseph Lister in Großbritannien mit Hilfe der Bakterien abtötenden Karbolsäure kreiert hatte, und die Asepsis, die Ignaz Semmelweis in Wien als erster bei seinen Händewaschungen angewendet hatte, wurden zu den beiden Grundpfeilern einer neuen Chirurgie, in der die Infektion zu einer Seltenheit wurde. Während Antisepsis das Eindringen von Bakterien noch zuließ, diese aber durch Karbolsäure – später auch durch

andere Substanzen – vernichtete, ließ die Methode der Asepsis Bakterien erst gar nicht in den Körper eindringen.

Die Vorteile, die die Asepsis – also der komplette Ausschluß von Bakterien – brachte, waren so bedeutend, dass die meisten Chirurgen das aseptische Vorgehen bevorzugten. Keinerlei Mikroorganismen von außen beim Operieren in das Gewebe eindringen zu lassen, machte es unumgänglich, dass die Werkzeuge des Chirurgen, Skalpell, Pinzetten, Scheren, Klemmen und auch alle anderen bei einer Operation benutzten Instrumente frei von Bakterien – keimfrei, steril – sein mussten. Bereits Louis Pasteur (s. *aktiv dabei*, 2/2012) hatte gezeigt, dass Bakterien abstarben, wenn sie einer Erhitzung ausgesetzt waren.

Es war ohne weiteres möglich, metallene Instrumente durch Erhitzen, Auskochen, heiße Luft, Dampf zu sterilisieren. Bei Operationen war es jedoch unumgänglich, dass auch die Hände des Operateurs mit dem eröffneten Körpergewebe des Operierten in Kontakt kamen und so Bakterien in die ungeschützte Operationswunde gelangen konnten. Man griff auf die Methode zurück, die bereits Semmelweis in den Wiener Gebärkliniken angeordnet hatte: gründliches Waschen und Desinfizieren der Hände der Chirurgen. Es wurde möglich, die Infektionskeime an den Händen durch minutenlanges Waschen mit Seife und Bürste und anschließendes Eintauchen in desinfizierende Lösungen (Chlorkalklösung, Alkohol, Sublimat u.a.) deutlich zu reduzieren.

Die Chirurgen in Europa postulierten eine konsequente Asepsis für ihre Operationsäle: der deutsche Chirurg Ernst von Bergmann (1836-1907) war zuerst Verfechter der Antisepsis, ging ab 1886 jedoch ganz zum streng aseptischen Operieren über.



Nach Tätigkeit in Dorpat und Würzburg, aber auch im Kriegseinsatz 1866, 1870/71 und 1878, übernahm v.Bergmann 1882 in Berlin den Lehrstuhl für Chirurgie. Durch konsequente Entwicklung und Einhaltung aseptischer Maßnahmen konnte er in bisher unerreichte Bereiche vorstoßen und zahlreiche neue Operationen erfolgreich durchführen – wie die operative Behandlung der Appendizitis (Wurmfortsatzentzündung). Die sehr häufige akute Appendizitis, die meistens zu einer lebensgefährlichen Bauchfellentzündung führte, wurde jahrhundertlang mißgedeutet und unzulänglich mit teilweise sehr skurrilen Methoden behandelt, was besonders bei jungen Leuten zahllose Todesopfer gefordert hatte. Erst durch von Bergmann wurde das Krankheitsbild der Appendizitis richtig erforscht und auch die einzige erfolgversprechende Behandlung gefordert – nämlich die rechtzeitige Operation. Wie Rudolf Virchow Fakten und Regeln für die Pathologie (Krankheitslehre) gefunden hatte (s. *aktiv dabei*, 1/2018, Seite 35–40), so tat dies Ernst von Bergmann für die Chirurgie.

Bergmann war als Operateur sehr erfolgreich und errang einen hervorragenden Ruf nicht nur durch neue fortschrittliche Operationen im Bauchraum und an den Extremitäten. Er wagte sich als Operateur sogar in das Gebiet des zentralen Nervensystems. Die Asepsis wurde von Bergmann endgültig in der Berliner Charité eingeführt. Bergmanns ärztlicher Mitarbeiter Curt Theodor Schimmelbusch, der bereits eine sterilisierbare Metallmaske für die Aethernarkose konstruiert hatte, entwickelte zahlreiche Geräte für die neue aseptische Chirurgie, z.B. trommelförmige Metallbehälter, in welchen man Instrumente oder Tücher durch Dampf oder Heißluft sterilisieren und auch keimfrei aufbewahren konnte.



Der Chirurg Gustav Adolf Neuber (1850-1832) hatte bereits seit 1874 gefordert, bei Operationen alle Infektionsquellen auszuschließen. Er achtete besonders auf die gründliche Sterilisation der Instrumente und trennte auch aseptische Operationen baulich von solchen, bei welchen von vorn herein mit dem Auftreten von Eiterbakterien gerechnet werden musste wie

etwa beim operativen Eröffnen von Abszessen oder Phegmonen.

Die von Blut und Eiter bedeckten Gehröcke, die Chirurgen noch im 19. Jahrhundert bei der Arbeit trugen und die nie erneuert oder gereinigt wurden, und ungeereinigte Instrumente waren jetzt endgültig aus den Operationssälen verbannt. Die Chirurgen trugen jetzt einen weißen sterilisierten Operationskittel, wuschen und desinfizierten vor jedem Eingriff sorgfältig die Hände, benützten sterile Instrumente und deckten das Operationsgebiet mit keimfreien Tüchern ab. Zeitgenössische Abbildungen von Bergmann und dem renommierten Chirurgen Theodor Billroth, der sogar, wie unsere Abbildung zeigt, im Hörsaal operierte, zeigt die Operateure noch ohne Kopfbedeckung und ohne Mundschutz.



Als erster soll der Breslauer Chirurg Johann von Mikulicz einen Mundschutz und auch Handschuhe aus Textilgewebe benützt haben.

Gummihandschuhe zur Verbesserung der Operationssicherheit gebrauchte in Deutschland als erster der Chirurg Paul Leopold Friedrich (1864-1916). Es ist verbürgt, dass in den USA William Stewart Halsted (1852-1922), Chirurg an einem New Yorker Krankenhaus, im Jahr 1890 erstmals Handschuhe aus dünnem Gummi bei Operationen eingeführt habe. Er habe seiner leitenden Operationsschwester Caroline Hampton, mit der er verlobt war, empfohlen, auf diese Art die Haut ihrer Hände gegen eine Desinfektionsmittelallergie zu schützen. Halsted wusste aber auch, dass Gummihandschuhe einen wirksamen Schutz gegen Bakterien darstellten, die man auch durch intensivstes Händewaschen nicht beseitigen konnte.

Quellen:

W.U.Eckart, C.Grundmann: Ärztelexikon – von der Antike bis zur Gegenwart. Springer, 2006.

Th.Gerst: Ernst von Bergmann – Vater der Asepsis und Vorreiter der ärztlichen Fortbildung.

Deutsches Ärzteblatt 104/2007.

G.Imber: Genius on the Edge. The Bizarre Life of Dr.William Stewart Halsted. Kaplan, New York City, 2011.

Dr. Walter Alt

Symposium Teilhabe & Digitalisierung

Das Netzwerk Regionalstrategie Demografischer Wandel freut sich, dieses Jahr in jedem Landesteil der Metropolregion Rhein-Neckar ein Symposium zum Thema „Teilhabe & Digitalisierung“ durchführen zu können. Am 17. Mai findet das zweite Symposium im Historischen Ratssaal in Speyer statt.

Durch wissenschaftliche und praxisbezogene Vorträge sollen Handlungsempfehlungen und best-practice-Beispiele zur Digitalisierung im Alter und der Verbesserung der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben im Alter vorgestellt werden.

Bitte notieren

Termin: 17. Mai 2018

Uhrzeit: 14:00-17:30 Uhr

Ort: Historischer Ratssaal Speyer

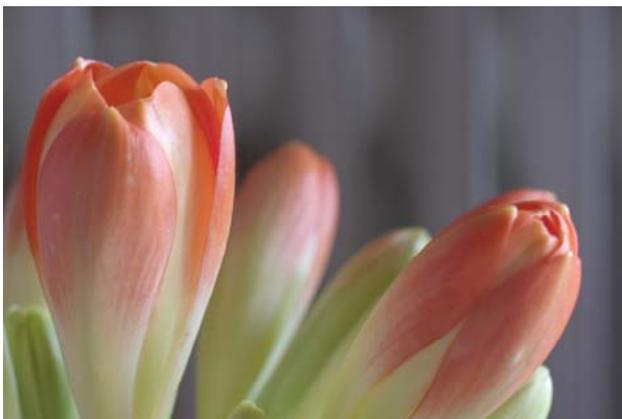


**Regionalstrategie
Demografischer Wandel**

Metropolregion Rhein-Neckar

Weitere Informationen

auch im Seniorenbüro, Tel. 14-2661 erhältlich.



Mirko Ros (1879 - 1962)

Bauingenieur - Wissenschaftler - Materialforscher

Seit seiner Kindheit machte Mirko Ros mit Baukonstruktionen aller Art aus nächster Nähe Bekanntschaft, ja sie waren seine ersten Freunde. Sein Vater Sebastian Ros war Baurat und an verschiedenen Bauvorhaben im In- und Ausland tätig; die Familie begleitete ihn auf seinen Reisen. Mirko ist im Jahre 1879 in Zagreb in Kroatien (damals in Österreich-Ungarischer Monarchie) in unmittelbarer Nähe der Domkirche geboren. Die Schulen besuchte er in Zagreb und anderen Städten der Monarchie. Das Studium - natürlich im Fach Bauingenieurwesen - begann er an der Technischen Hochschule in Belgrad, um nach dem ersten Semester an die Technische Hochschule in Hannover über zu gehen, wo er 1906 die Diplomprüfung mit bester Note bestand.



Seine erste Anstellung als junger Diplomingenieur bekam er in der Schweiz an der Gotthardbahn in der Brückenbauabteilung. Er heiratete in der Schweiz und blieb seiner neuen Heimat bis zum Lebensende treu. Seine Fachkenntnisse als Brückenkonstrukteur und als Materialforscher brachten ihm in kurzer Zeit Anerkennung

in Fachkreisen: er wechselte ab 1910 als Chefingenieur und Direktor der angesehenen Baufirma Conrad Zschokke AG in Döttingen.

Mit der Gründung der Königlichen Technischen Hochschule in seiner Geburtsstadt Zagreb und in Würdigung seiner 16-jährigen Erfahrung als Statiker und Stahlbauer, wurde er als Professor für Stahlbrückenbau berufen. Im Jahre 1923 bekam Mirko Ros den Lehrauftrag an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich (ETH) für das Fach Materialforschung im Bauwesen.

Er hat als einer der wenigen Fachleute die Notwendigkeit erkannt, wie wichtig die Materialforschung für Baukonstruktionen ist, auch wegen der bedeutenden neuen Baustoffe wie Stahl und Beton, oder zusammenwirkend als Stahlbeton. Auf sein Betreiben und der Forderung nach systematischer Forschung von Baumaterialien sowie der Unterstützung von Hochschulkollegen, wurde im Jahre 1924 die Eidgenössische Materialprüfungs- und Versuchsanstalt (EMPA) in Dübendorf bei Zürich gegründet. Mirko Ros wurde als erster Präsident gewählt. Gleichzeitig wurde er als Professor für Baustoffkunde und Materialprüfung an die ETH berufen.

Die Aufträge zur Untersuchung von Baumaterialien verschiedenster Art aus der Forschung Industrie, Gewerbe und Handel sowie von vielen Dienststellen nahmen zu und sicherten die selbständige Finanzierung der EMPA. Im Jahre 1937 wurde Professor Mirko Ros zum Direktionspräsident der Versuchsanstalt berufen. Er hat den tragenden Anteil an der Entwicklung der experimentellen Materialforschung und am Ausbau der an den Grundlagen der

Baustatik und der Festigkeitslehre aufgebauten technologischen Mechanik - eine Synthese zwischen Theorie und Praxis. Mirko Ros wurde an vielen namhaften Universitäten in der Welt mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet. Eine lebenslange Freundschaft verband Mirko Ros mit dem weltberühmten Brückenbauer Robert Maillart. Wahrscheinlich wären viele der eleganten Massivbrücken Maillarts ohne Kenntnisse von Mirko Ros nicht möglich gewesen. Professor Mirko Ros starb 1962 in seinem Haus in Baden bei Zürich.

Aus Anlass des 125. Geburtstages von Mirko Ros erwies EMPA im Einvernehmen mit der Familie Ros einen besonderen

Dank an den Gründer der Versuchsanstalt mit der Auslobung der Mirko-Ros-Award Medaille. Damit sollen erstklassige wissenschaftliche Beiträge in der Materialforschung, aber auch Diplom- und Doktorarbeiten, die an der EMPA entstanden, gewürdigt werden.

Quellen :

- Festschrift Mirko Ros, 1950
- Prof. Dr.h.c. Mirko Ros (1879 -1962), NZZ 1962
- Erinnerungen meines Vaters an Professor Mirko Ros, 1975
(Handschrift, unveröffentlicht)

Dr. Helmuth Wantur



Treffpunkt Gesundheit 2018

Medizinische Vorträge und Veranstaltungen

Donnerstag, 19. April 2018, 18.30 Uhr

Alterstraumatologie - wenn alte Knochen brechen

Dr. med. Werner Schrammel

Chefarzt der Klinik für Unfallchirurgie und Orthopädie

Donnerstag, 3. Mai 2018, 18.30 Uhr

„Immer wieder dieser Husten“

Diagnostik und Therapie des chronischen Hustens

Dr. med. Oliver Jung

Chefarzt der Klinik für Innere Medizin II, Pneumologie und Schlafmedizin

Donnerstag, 7. Juni 2018, 18.30 Uhr

Chronische Schmerzen - was leistet die Multimodale Schmerztherapie

Axel Weigand

Chefarzt der Klinik für Konservative Orthopädie und Schmerzmedizin

Sankt Vincentius Krankenhaus Speyer, Aula, Holzstraße 4a, 67346 Speyer.

Der Eintritt ist an allen Informationsabenden frei. Es ist keine Anmeldung erforderlich, die Plätze in unserer Aula sind aber leider begrenzt. www.vincentius-speyer.de

Evangelische Kirche der Pfalz:

200 Jahre Union zwischen Lutheranern und Reformierten

2018 begeht die Evangelische Kirche der Pfalz (Protestantische Landeskirche) ihr 200-jähriges Unionsjubiläum. Die Ereignisse des Jahres 1818 und der Begriff „Union“ sind heute vielen Menschen unbekannt. Daher bietet das Zentralarchiv der pfälzischen Landeskirche jetzt auf seiner Website eine Auswahl von Dokumenten an, die das damalige Geschehen beleuchten. Texte von heute liefern grundlegende Informationen zu Schlüsselereignissen. Unter dem Leitwort „mutig voranschreiten“ ging man damals voller Zuversicht neue ökumenische Wege (darüber informiert Text Nr. 6 im Angebot). Die Union zwischen Lutheranern und Reformierten im Jahre 1818 verbinden viele Protestantinnen und Protestanten mit dem Bild vom Unionszug in Kaiserslautern. Marcus Theodosius Veiel (1787-1856) gestaltete

es in den Jahren 1824/1825 für die Empore der Speyerer Dreifaltigkeitskirche, wo es noch heute zu sehen ist. Das Erinnerungsbild fand als Druck und Jahresgabe des Protestantenvereins 1864 Eingang in viele protestantische Haushalte. Was Veiel zeigt, ist das Geschehen, wie es die Menschen am 2. August 1818 auf der Straße sahen: Die Synodalen begaben sich in einem langen Zug von der Lutherkirche (heute Kleine Kirche) zur vormals reformierten Stiftskirche. Das Bild und eine ausführliche Erläuterung dazu finden sich in dem Webangebot unter Dokument 4.

Doch das Unionsgeschehen ist mehr als die Generalsynode in Kaiserslautern, die dort vom 2. bis 16. August 1818 tagte. Schon zuvor waren in einigen Gemeinden unter dem Eindruck des 300-jährigen Re



formationsgedenkens Unionen geschlossen worden, wie etwa in Speyer (Dokument 2.1). Am 23. Oktober 1817 richteten die Gemeindeglieder beider Konfessionen – damit waren die Lutheraner und die Reformierten gemeint – eine „gehorsamste Bitte“ an die Kirchenleitung: Sie wollten zu einer „evangelisch-christlichen Kirche“ vereinigt werden. Man begründete diesen sehnlichen Wunsch mit der anstehenden Feier des 300-jährigen Reformationsgedenkens. Gerade die Stadt Speyer, so argumentierten die Unterzeichner der Schrift, habe in dieser Unionsbewegung, die von Preußen ihren Ausgang genommen hatte, eine besondere Rolle. Sie solle „den übrigen Gemeinden des Rheinkreißes mit gutem Beyspiel voranleuchten“. Diese und weitere insgesamt ca. 80 Lokalunionen erfolgten von November 1817 bis März 1818. Sie enthielten bereits Bestimmungen, die sich in der späteren Unionsurkunde wiederfinden.

Nach den Beschlüssen der Generalsynode in Kaiserslautern ging es dann darum, die Union in den Gemeinden im kirchlichen Alltagsleben umzusetzen. Denn die Vereinigung zweier so lange getrennt bestehender Konfessionen war kein Ereignis, bei dem einfach ein Schalter umgelegt wurde. In einem längeren Prozess galt es zu klären, wie es etwa vor Ort mit der Benutzung der Kirchen gehalten werden sollte, wenn es eine lutherische und eine reformierte Kirche gab. Bisweilen spendeten Gemeindeglieder Abendmahlsgeschirr aus Anlass der Union, das sich bis heute erhalten hat. Aber zunächst einmal wurde die Union natürlich auch gefeiert. Von diesen Feiern liegen zahlreiche Berichte vor, die einen überaus anschaulichen Eindruck davon vermitteln, wie unterschiedlich sie vor Ort begangen wurden. Und in Großkarlbach erinnert man sich bis heute an die Union und feiert das Jubiläum entsprechend (Dokument 18). In Speyer

wurden die vormals lutherische Dreifaltigkeitskirche und die vormals reformierte Heiliggeistkirche von den nunmehr vereinigten Gemeinden weiterhin genutzt, weil man beide Gebäude benötigte. Zur Zeit der Union war die Gedächtniskirche noch nicht gebaut; sie wurde 1904 eingeweiht. Das Internetangebot des Zentralarchivs finden Sie unter www.zentralarchiv-speyer.de Service/Archivpädagogik/1818 Union. Dort steht auch eine Literaturliste für Einsteiger in das Thema zur Verfügung. Bücher und Medien bieten die Bibliothek und Medienzentrale der Evangelischen Kirche der Pfalz (www.kirchenbibliothek.de, Roßmarktstraße 4) und die Bibliothek des Zentralarchivs (www.zentralarchiv-speyer.de Bibliothek, Domplatz 6). Im Zentralarchiv enthalten viele Pfarrarchive und die Unterlagen der Kirchenleitung authentische Dokumente über das Unionsgeschehen.

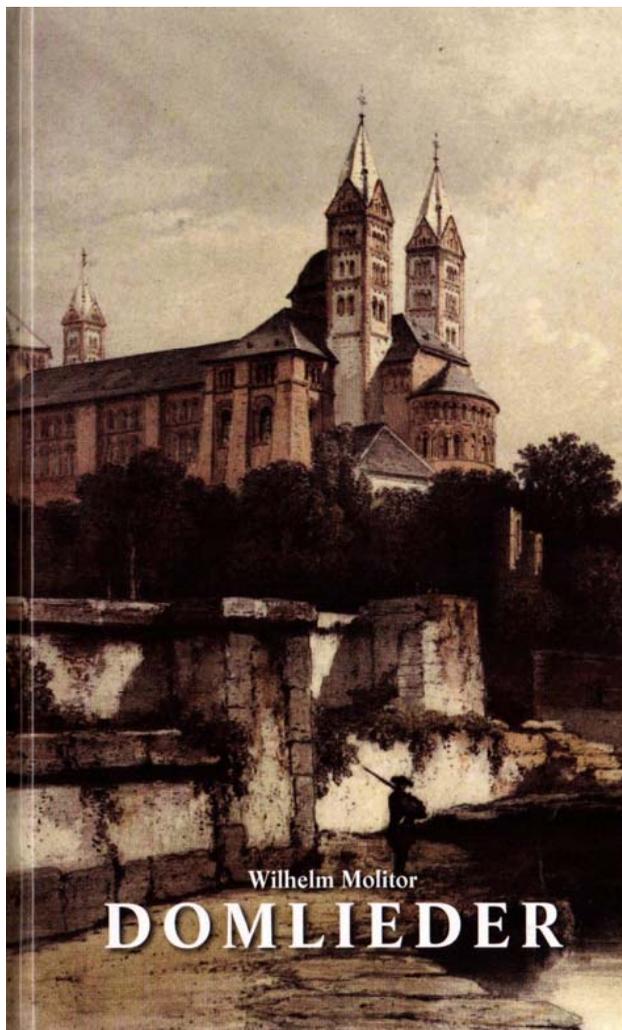
Dr. Gabriele Stüber



„Die Poesie des Domes und die Dom-Poesie“

Gedichtsammlung: Wilhelm Molitors „Domlieder“ liegen in einer Neuauflage vor

Die „Domlieder“ liegen wieder vor: Neunzig Jahre nach der bislang letzten Auflage ist die berühmte Gedichtsammlung des Speyerer Domkapitulars Wilhelm Molitor in neuer ansprechender Form – mit 16 Bildbeigaben – in der Schriftenreihe des Diözesan-Archivs Speyer erschienen. Herausgeber Bernhard Adamy präsentiert zudem sämtliche späteren Dom-Gedichte Molitors. In kurzen Kommentaren erläutert er heute nicht mehr geläufige Begriffe und Zusammenhänge.



Wilhelm Molitor (1819-1880), als Jurist, Theologe, Domkapitular, Schriftsteller und

Dichter im 19. Jahrhundert einer der prominentesten Repräsentanten der katholischen Kirche im Bistum Speyer, wurde mit den „Domliedern“ schon als junger Mann, noch vor seiner Priesterlaufbahn, bekannt. Die „Domlieder“ sind die ersten „modernen“ Gedichte über den Speyerer Kaiser- und Mariendom. Sie bilden die erste und einzige Anthologie von Dom-Poesie – und sie blieben, von einigen wenigen Gedichten anderer Dichter abgesehen, die besten Gedichte dieses Genres. 76 Poeme fassen den Dom und seine Stadt, das mittelalterliche und das Speyer des 19. Jahrhunderts, sowie die jahreszeitliche Landschaft ins Auge. Sie beleuchten die Architektur der Kathedrale und bringen sie als Gotteshaus in Verbindung mit den in ihr gefeierten christlichen Festen.

Der Herausgeber stellt die „Domlieder“ in einem umfangreichen essayistischen Kommentar in ihren kultur- und literaturgeschichtlichen Zusammenhang. Adamy, Germanist und Historiker, interpretiert einige Gedichte und schlägt schließlich den Bogen zu Molitors späterer andersartiger Dom-Lyrik, die einen stärker zeitgeschichtlichen Akzent hat. Vor allem der politische romantisch-nationalkonservativ-kirchenfromme Hintergrund dieser weltanschaulich ambivalenten, vielschichtigen Dichtung wird differenziert dargestellt. So präsentiert sich – auch am Beispiel einiger bedeutender Dom-Gedichte anderer Autoren (darunter Stefan George und der spätere Bischof und Kardinal Johannes von Geissel) – „die Poesie des Domes und die Dom-Poesie“ über Molitor hinaus im Spiegel der gesamten Speyerer Dom-Dichtung des 19. und 20. Jahrhunderts.

Adamy versteht die Neuauflage der „Domlieder“ als Teil eines Versuchs, Moli-

tors Werk und Persönlichkeit dem Vergessen zu entreißen. 2015 veröffentlichte er einen ausführlichen Aufsatz über Molitor in der Festschrift der Bibliothek St. German; zum 200. Geburtstag des Domkapitulars im August 2019 wird eine Monografie folgen. Molitors Wirksamkeit als unterschiedener Anwalt einer streitbaren Kirche und als Ultramontaner im Kulturkampf beeinflusste sein wissenschaftliches und künstlerisches Schaffen. Er trat mit kirchengeschichtlichen Abhandlungen ebenso hervor wie mit Gedichten, Romanen,

Novellen, Theaterstücken und Prosa. Seine bekannteste Dichtung aber sind die „Domlieder“, das einzige Werk Molitors, das sich auch heute noch mit seinem Namen verbindet.

Buchtip: Wilhelm Molitor, Domlieder. Vierte erweiterte und kommentierte Auflage, herausgegeben von Bernhard Adamy (Schriften des Diözesan-Archivs Speyer, Band 52), Pilger-Verlag Speyer, ISBN 978-3-946777-06-9, 19,80 Euro. Erhältlich im Buchhandel.

Bischöfliche Pressestelle Speyer



Gerade im dritten Lebensabschnitt geht es darum, ein Höchstmaß an Mobilität und Sicherheit zu erhalten oder wiederherzustellen. Genau darauf sind unter anderem die Therapieangebote der Physiotherapiepraxis Matthias Richter ausgelegt. Hier erhalten Patienten eine individuelle, qualifizierte und nach den neuesten Erkenntnissen der Medizin ausgerichtete Behandlung.

Ob bei der Behandlung akuter Schmerzsymptome oder der langfristigen Rehabilitation chronischer Funktionsstörungen – das Therapiespektrum der Praxis bietet die jeweils geeignete Behandlungsform. Selbstverständlich verfügt die Praxis über die Zulassung aller gesetzlichen und privaten Krankenkassen.

Klassische physiotherapeutische Leistungen



Physiofit*/
Genius Rückenkonzept



Kursprogramm
im Judomaxx



Betriebliche
Gesundheitsförderung



„Meine Gesundheit und Mobilität ist in guten Händen“

Physiotherapie Richter | Obere Langgasse 5 | 67346 Speyer | Telefon 0 62 32-775 55
speyer@physiotherapie-richter.de | www.physiotherapie-richter.de



Buchtipp

„ Rebellion und Wahn. Mein 68

„Eine prägende Zeit, eine tolle Zeit, aber auch schrecklich“, so Peter Schneider 2008 in einem Gespräch aus der Reihe „Standpunkte“ der NZZ (Neue Züricher Zeitung). Die Einladung erfolgte anlässlich seiner gerade veröffentlichten autobiografischen Erzählung „Rebellion und Wahn. Mein 68“.

Der Titel verrät schon alles: den erschreckenden Aufbruch, die lebensferne Verstiegenheit und die subjektive Sicht darauf. Es ist die Sicht des 68-Jährigen in Konfrontation und Annäherung an den damals 28-jährigen Aktivist. Heute, im Jahr 2018, ist Peter Schneider 78 und die Bewegung 50 Jahre alt.

Sein Buch ist nachweislich eine Selbstvergewisserung und richtet sich gleichzeitig an die nachfolgenden Generationen. Worum geht es genau?

Erhellend sind Schneiders Elternhaus und der Ort seiner Herkunft: Freiburg, „idyllische und kulturbeflissene Stadt“, mit den Augen des späteren Studenten ein „Spießparadies“, ein „Biotop für Anthroposophen, Hobbyphilosophen und Heilkundige“. Sein Vater, Dirigent, Komponist und Lehrer, war weder Nazi noch Widerstandskämpfer gewesen und erzog seine Kinder zu Pazifisten. Und dennoch verhielt er sich, so Schneider, in Bezug auf Frauen wie die meisten Männer, die als Geschlagene aus dem Krieg zurückkehrten. Von ihren Ehefrauen und Töchtern meinten sie sich den Respekt zurückfordern zu können und zu müssen.

„Eine Legende der 68er besagt, das Schweigen der Eltern über den Krieg habe jenes Urmisstrauen erzeugt, das in den Jahren der Revolte zum Ausbruch kam“,

so Schneider. Aber das Schweigen und die Tabus seien allumfassend gewesen und typisch für die „verklemmte Generation“ der 50er Jahre. So trieb es den jungen Schneider nach Berlin, wo es „keine Bächle“ und „keine Anthroposophen“ gab. Aber auch hier war die Welt mit Verbotsschildern vernagelt: „Das Spielen und Singen der Kinder und Mieter auf Hof, Flur und Treppe ist im Interesse aller Mieter untersagt!“ oder „Keine Zimmervermittlung an Studenten und Ausländer!“ und als Gipfel der Absurdität „Es ist verboten, Personen in Aufzügen zu befördern, in denen das Befördern von Personen verboten ist.“

Es gab aber auch das andere Berlin, das der Ausländer, Kriegsdienstverweigerer, Schwulen, der „Gammler“, wie es damals hieß, der Künstler und Intellektuellen. Und wenige Jahre später trat ein junger Mann mit Ringelpullover ins Rampenlicht, ein „wandelnde[s] Archiv des Marxismus-Leninismus“, gemeint ist der charismatische Rudi Dutschke, dem man sogar seine „bürgerliche Entgleisung“, die Ehe mit Gretchen, verzieh.



Nach einjähriger Pause vom „Muff“ der FU

(Freie Universität) zugunsten der Aufgabe als Redenschreiber für die SPD staunte Schneider Mitte der 60er über einen inzwischen komplett gewandelten Unibetrieb in Form von Teach-ins, Sit-ins, Go-ins, dem tonangebenden SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund), der Kommune I und anderen linken Gruppierungen.



Es herrschte rauschhafte Aufbruchsstimmung der jungen Leute in Berlin und weltweit, der Wille, ein selbstbestimmtes Leben zu führen; aber nur in Deutschland wurden nicht selten die Brücken zu den Eltern abgebrochen. Die Karrieren von gewendeten Nazis in der Politik, der Justiz, in den Schulen und an den Universtäten nährte den Generalverdacht gegen eine ganze Generation.



Darüber hinaus galt die Wahrnehmung dem Vietnamkrieg, den Diktaturen in Griechenland, Spanien, dem Schah von Persien sowie den revolutionären Bestre-

bungen auf Kuba, in Südamerika, später in China. Es galt, die ganze Welt zu erlösen und gleichzeitig das eigene Glück zu finden, denn alles Private war ja politisch, so die Maxime.

Und dann kam der 2. Juni 1967, der, wie Schneider schreibt, die Republik tiefgreifend veränderte. „Mit Kurras` Schuss, so schien es, hatten sich 20 Jahre Versäumnis, Beschwichtigung und Geschichtsvergessenheit zu einer einzigen Untat verdichtet.“

Während des Staatsbesuchs des persischen Kaiserpaars in Berlin wurde der Student Benno Ohnesorg vom Polizisten Kurras erschossen. Vorausgegangen waren die Prügelattacken sog. „Jubelperser“, in Wirklichkeit Büttel des persischen Geheimdienstes, und gezielt vorgehende und gewalttätige Sicherheitskräfte der Polizei, die eine weitgehend friedliche Demonstration auseinandersprenghen. Das wiederum gerechtfertigt von Vertretern der Politik und das Ganze im Vorfeld angefeuert von den Hassparolen der Springerpresse. Schneider meinte, seinerseits aufgeputscht, in die „offene Fratze des Faschismus“ zu schauen. Und er wie so viele andere der Studentenbewegung radikalisierten ihre Lebensentwürfe und starteten vielfältige Kampagnen gegen den „Feind“ aus ihrer Sicht.

Schneider diagnostiziert in der Nachschau eine daraufhin zunehmende „Ideologisierung der Sprache und des Denkens“. Aus den Arbeitern wurde die „Arbeiterklasse“, aus der Regierung und den Institutionen der Gesellschaft „die herrschende Klasse“, aus Revolte wurde „Revolution“. Zweifel oder gar Kritik aus den eigenen Reihen verbot sich. Man befand sich in einem nahezu hermetisch abgeschlossenen Raum. Und Rudi Dutschke? Für die einen war er im Einklang mit der Springer-Presse das Hass-Objekt schlechthin, für

die anderen nach wie vor die charismatische Leitfigur, der Che Guevara Deutschlands. In dieser Rolle plädierte er auf dem Vietnamkongress in Berlin für eine Weltrevolution. Und dann, am 11. April 1968, geriet er ins Visier des fanatisierten Josef Bachmann, der ihn lebensgefährlich verletzte. Dutschke überlebte das Attentat nur knapp.

Peter Schneider, womöglich mit dem Gefühl, in einer Sackgasse zu stecken, verließ für eine Zeitlang Berlin und machte neue Erfahrungen bei und mit den linken Aktivisten in Italien. Nach seiner Ausweisung und seiner Rückkehr nach Berlin musste er feststellen, dass sich die revolutionäre Bewegung in K-Gruppen formiert hatte, dem Maoismus nach chinesischem Vorbild ergeben mit dem Ziel der „Diktatur des Proletariats“.

„Es dauerte noch einmal zwei Jahre, bis ich mich aus meinen intellektuellen Gefangenschaften gelöst hatte und wieder anfang, mit meinem eigenen Kopf zu denken“, so Peter Schneider. Das literarische Ergebnis war die Erzählung „Lenz“, eine Adaption von Büchners „Lenz“, und damit die Rückkehr zu seinen ursprünglichen Plänen, nämlich Schriftsteller zu werden. Peter Schneider zieht in seinem Buch sowie in dem anfangs erwähnten Gespräch eine gemischte Bilanz: „Die wichtigste Errungenschaft der 68er – Bewegung in Deutschland bleibt, dass sie massenhaft – und vielleicht für immer – mit der Kultur des Gehorsams gebrochen hat. Ihre größte Sünde war, dass ihre Anführer nach einem basisdemokratischen und freiheitlichen Aufbruch am Ende einer im Kern antidemokratischen Doktrin erlagen.“ Doch es sei alles in allem die „bei weitem lebendigste zivile Gesellschaft in der Geschichte Deutschlands“ entstanden, was Schneider im schon genannten Gespräch präzisiert: in Gestalt nämlich eines neuen

Verhältnisses zwischen Erwachsenen und Kindern, zwischen den Geschlechtern, in Form vielfältiger Bürgerbewegungen. Es sei eine offene Gesellschaft entstanden. Die gilt es zu bewahren.

Für mich ein immer noch sehr lesenswertes Buch. Für diejenigen, die Schneiders Zeit auf der einen oder anderen Seite miterlebt haben, allemal. Und für die nachfolgenden Generationen ist das Buch eine lehrreiche Geschichtsstunde und ein Appell zugleich. Schneider formuliert ihn in seinem Epilog so: „Es ist nötig – und wird immer nötig sein und Mut erfordern –, gegen selbsternannte Herren der Welt und eine feige oder übergeschnappte Obrigkeit zu rebellieren. Aber noch mehr Mut gehört dazu, gegen die Führer in der eigenen Gruppe aufzustehen [...]“.

Lesetipp

Peter Schneider: Rebellion und Wahn. Mein 68, Kiepenheuer & Witsch, 2008

Ursula Franz-Schneider, im Vorstand des Fördervereins des Seniorenbüros

Aufruf

Soweit Peter Schneiders „68“. Und Ihr „68“, liebe Leserinnen und Leser von „aktiv dabei“? Die Redaktion freut sich über jeden kleinen Kommentar und jede Erinnerung an diese turbulente Zeit.

Schreiben Sie uns hoffentlich zahlreich an die folgende Postanschrift oder Mail-Adresse. Danke!

Seniorenbüro Speyer, Maulbronner Hof 1A, 67346 Speyer

Ria.Krampitz@stadt-speyer.de

Buchtipp

Was hätte Heinrich Böll gesagt?

2018, was hätte er gesagt zur Hetze im Netz, zu Fake-News, Rassismus und Terrorismus, zu der Schar von Geflüchteten, zur Armut in einem reichen Land ...?

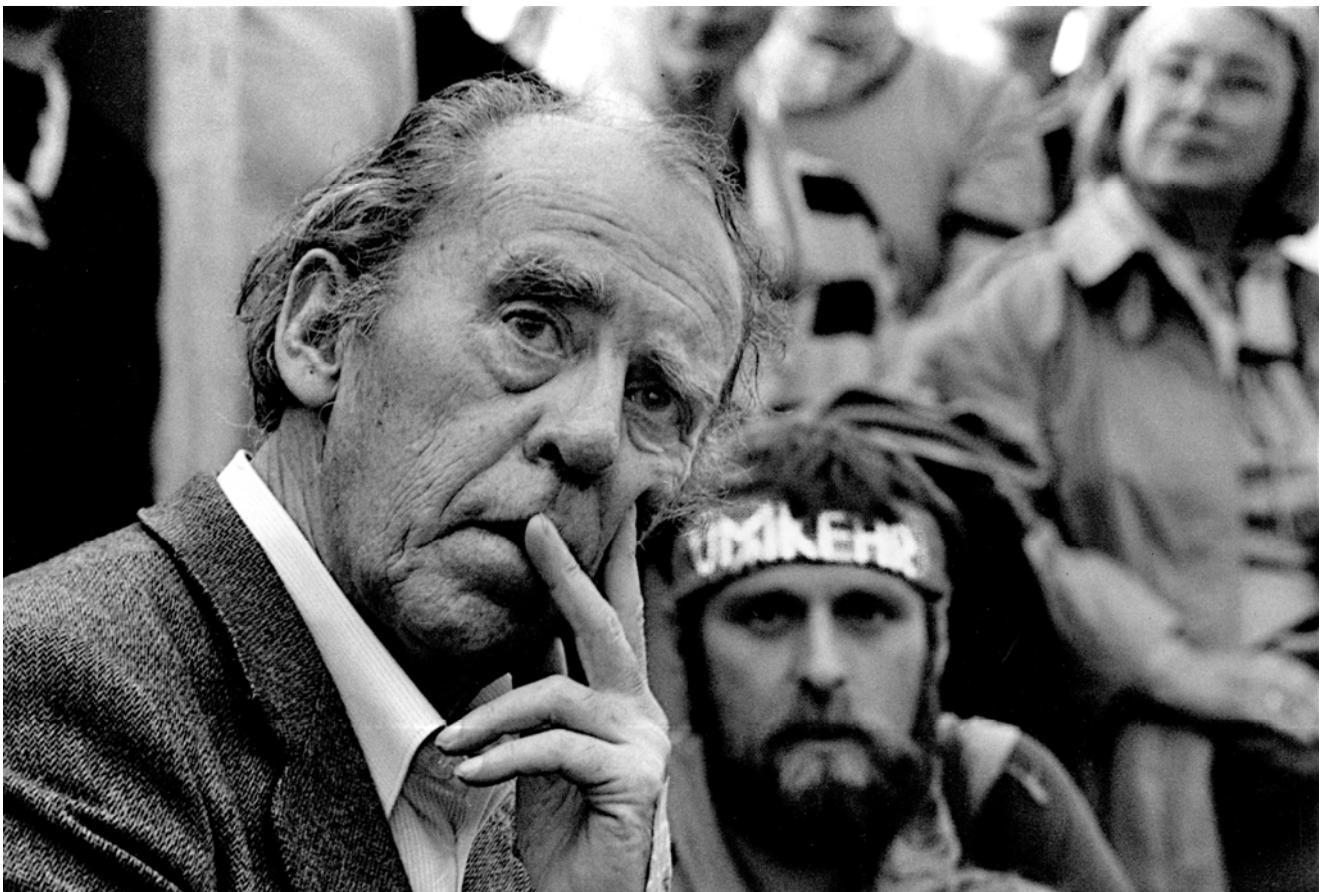
Dass solche Fragen gerade an ihn gerichtet sind, sagt viel über seine Persönlichkeit aus. Ihr versuche ich mich im Folgenden zu nähern.

Vorweg etwas Persönlich-Anekdotisches, verklärte Erinnerung nicht ausgeschlossen. Heinrich Böll entdeckte ich als Oberstufenschülerin im Jahr 1968 vor einem Bücherständer im Kaufhof, damals noch „Anker“, und wählte seinen Roman „Ansichten eines Clowns“. Der Protagonist berührte mein Inneres. Er war unangepasst, provozierte, trug den Generationenkonflikt aus, kritisierte die katholische Kirche, den Opportunismus, das ganze Wirtschaftswunderland Bundesrepublik, und

gleichzeitig liebte er kompromisslos. Fortan rollte ich den ganzen Heinrich Böll von vorne auf, und von ihm erfuhr ich, wovon in meinem Elternhaus nicht gesprochen wurde, vom Grauen des Krieges und der Not der Nachkriegszeit. Heinrich Böll wurde mein Kompass.

In der RHEINPFALZ-Ausgabe vom 21. Dezember 2017 – Böll wäre an diesem Tag 100 Jahre alt geworden – spricht Frank Pommer vom „vergessenen Nobelpreisträger“. Und damit hat er leider recht, wenn auch das Jubiläumsjahr reichlich Gelegenheit bot, ihn wieder ins Rampenlicht zu rücken.

Böll entstammt einer Handwerksfamilie in Köln, die ihn prägte in ihrer Redlichkeit, ihrem Katholizismus, ihrer Menschlichkeit und Immunität gegen den Nationalsozia-



lismus. Böll war bei aller Kritik an der Amtskirche und ihrer Verstrickung im Dritten Reich bis zum Schluss ein gläubiger Mensch. Soldat war er wider Willen, und sein Kriegstagebuch, gerade von seinem Sohn René veröffentlicht, spricht Bände. „Man möchte manchmal wimmern wie ein Kind“, so auch der Titel, ist das expressive Bekenntnis gegen jegliche Form von Heldentum. Eines aber wusste er schon vor dem Krieg: Er will Schriftsteller werden, und er setzt dieses Begehren konsequent um – trotz großer Armut in der Nachkriegszeit. Zusammen mit seiner Frau Annemarie Böll, die als Lehrerin und Übersetzerin tätig ist, versucht er in der Verantwortung für drei Söhne den Alltag zu meistern. Seine Erfahrung und die vieler anderer ist der Stoff, den er fortan in Form von Kurzgeschichten, Erzählungen, Satiren und Romanen gestaltend bearbeitet und in dem sich seine Mitmenschen wiedererkennen, die sogenannten kleinen Leute vor allem, soweit sie bereit sind, sich der Realität und Wahrheit zu stellen.

Die offizielle Bestätigung von Bölls Berufung als Schriftsteller erfolgt im Mai 1951 in Bad Dürkheim mit dem Preis der „Gruppe 47“, der tonangebenden Vereinigung von jungen Nachkriegsschriftstellerinnen und –schriftstellern. Die Erzählung „Die schwarzen Schafe“ macht knapp das Rennen, Motivation für viele weitere Werke in der Folgezeit. Während der Leserkreis immer größer wird, gefällt sich die Literaturkritik nicht selten in der Haltung des Missachtens, und zunehmend angefeindet wird Böll von den Vertretern der katholischen Kirche sowie Politikern, die das restaurative Adenauer-Deutschland verkörpern. Aber Böll lässt nicht nach, aus seiner Sicht Anklage zu erheben – nicht nur in Gestalt seiner Literatur, sondern auch in Essays, Vorträgen und Reden – gegen Geschichtsvergessenheit, Opportunismus und Obrigkeitdenken, unermüd-

lich und bei seiner labilen Gesundheit bis zur totalen Erschöpfung.

Im Ausland, in seiner Wahlheimat Irland, in den USA und in der damaligen Sowjet-Union, war und ist er bis heute ein bekannter und geachteter Schriftsteller und ehemals die Stimme eines humanen Deutschland; im eigenen Land bleibt er umstritten. Der Hass, der ihm bisweilen entgegenschlägt, wird von der Boulevardpresse befeuert, die ihn schließlich in den 70ern zum Wegbereiter und Sympathisanten der RAF abstempelt und damit indirekt zur Hexenjagd und Ehrabschneidung aufruft. Dabei fordert er lediglich für alle Menschen, Mitglieder von terroristischen Vereinigungen eingeschlossen, den Anspruch auf rechtsstaatliche Prinzipien.

Dennoch oder gerade um ein wirksames Gegenzeichen zu setzen, erhält Böll 1972 die höchste Auszeichnung, die ein Schriftsteller bekommen kann, den Nobelpreis für Literatur. Er ist damit auf dem Gipfel des Weltruhms angelangt für seine Verdienste als Schriftsteller, aber indirekt auch als Repräsentant eines Landes, das sich anschickt, die Schuldverweigerung aufzugeben und – so das Credo von Willi Brandt – „mehr Demokratie zu wagen“.

Böll trägt nicht ganz freiwillig die Bürde, als „Gewissen der Nation“ nach innen und außen zu wirken, aber Einmischung ist ihm zunehmend eine Bürgerpflicht. Für Verfolgte, der russische Dissident Sol-schenizyn sei stellvertretend genannt, steht seine Tür offen, für den Weltfrieden und die Wahrung der Natur geht er auf die Straße. Immer ein Ärgernis für die einen und Vorbild für die anderen, gerade auch für junge Menschen.

Heinrich Böll stirbt nach schwerer Krankheit am 16. Juli 1985. Ich erfuhr von seinem Tod im Urlaub auf Amrum und war

traurig, als wäre ein naher Verwandter und guter Freund gestorben.

Würde er heute leben, er würde sich einmischen, wäre eine wichtige Stimme angesichts der drängenden Fragen und Probleme. Und seine Bücher? Böll war zeitlebens unerschütterlich im Glauben an Wert und Wirkung von Literatur. Und so sollten wir es auch halten. Seine Bücher zeichnen nicht nur seismographisch die krisenhaften Situationen vom Zweiten Weltkrieg bis in die 80er Jahre auf, sie sind bewusst gestaltete Literatur und wirken hinein in die heutige Zeit und darüber hinaus.

Es lohnt sich, Böll neu zu entdecken.

Deshalb aus meiner persönlichen Sicht eine kleine Auswahl lesenswerter Werke:

Kriegs- und Nachkriegszeit:

- „Wanderer kommst du nach Spa“, Erzählungen
- „Wo warst du, Adam?“, Roman
- „Und sagte kein einziges Wort“, Roman
- Irisches Tagebuch
- „Billard um halbzehn“, Roman

60er Jahre:

- „Ansichten eines Clowns“, Roman

70er Jahre

- „Gruppenbild mit Dame“, Roman
- „Die verlorene Ehre der Katharina Blum oder: Wie Gewalt entstehen und wohin sie führen kann“, Erzählung

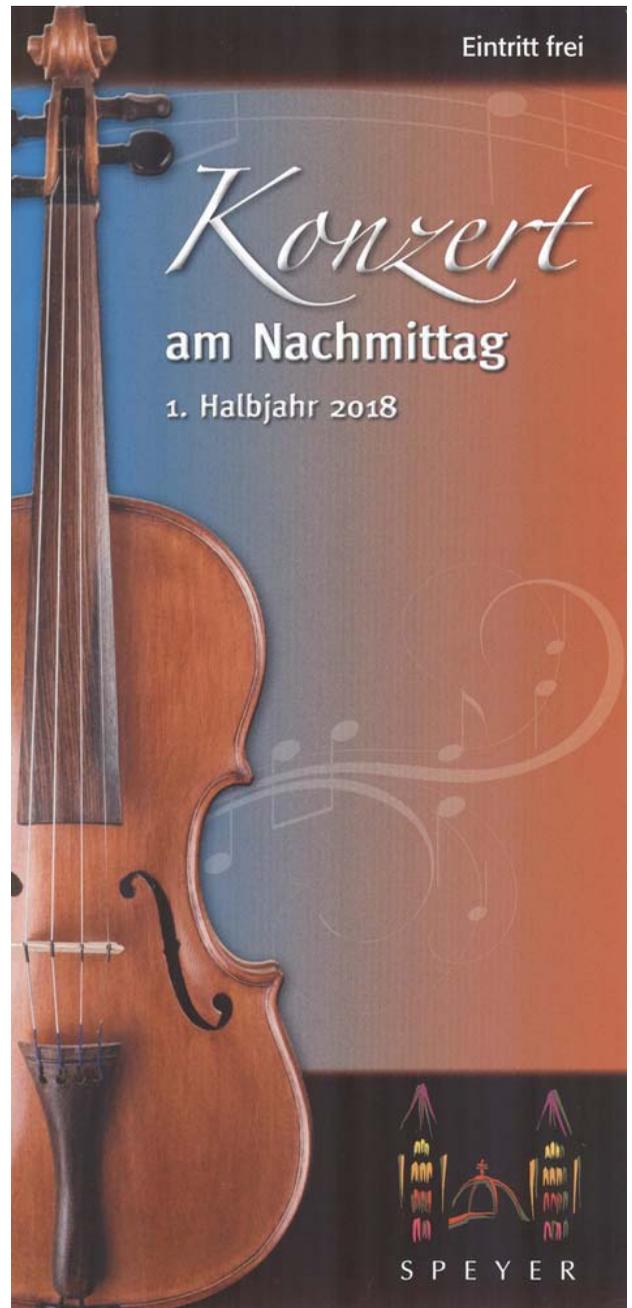
80er Jahre

- „Fürsorgliche Belagerung“, Roman
- „Frauen vor Flusslandschaft“, Roman

Eine empfehlenswerte Biografie:

Heinrich Vormweg: Heinrich Böll, Kiepenheuer und Witsch, Frankfurt 2000

Ursula Franz-Schneider, im Vorstand des Fördervereins des Seniorenbüros



Montag, 16. April 2018

Wo Musik erklingt, da lass dich nieder

Daniela Yurrita, Sopran

Xueqi Dong, Klavier

Ein Konzert zu dem Menschen mit Demenz und alle, die Musik lieben, herzlich willkommen sind.

Montag, 04. Juni 2018

Frauenliebe und -leben

Hiltrud Kuhlmann, Sopran

Christine Rahn, Klavier

Historischer Ratssaal, 15 Uhr

Gesucht und gefunden

Nicht immer laufen Angebot und Nachfrage über Internet-Börsen. Ganz altmodisch findet man überall da, wo Menschen zusammenkommen – in Supermarkt, Sportstudio, am Kiosk, in der Uni oder einer anderen Begegnungsstätte - diese beschrifteten Zettel, meistens mit Foto; die Kontaktdaten stehen auf den anhängenden Schnipseln.

WG-Zimmer oder Hund, Kommunionanzug oder Gitarrenunterricht, Bobbycar oder Billy-Regal - entweder ist was übrig oder es fehlt was.

Ich suche nichts und ich brauche nichts und ich will auch nichts verkaufen, aber wenn irgendwo etwas Geschriebenes hängt, kann ich nicht vorbeigehen.

Ein paar kuriose Anzeigen hab' ich mir gemerkt:

„Frei: Zi. mit Seniorenbett in Studenten-WG ohne Putzplan“.

Wer putzt denn bei den Studenten? Der Pflegedienst vom Seniorenbett?

Oder

„Fuß-Model (bitte kein Fußpilz!) für Pediküre-Prüfung gesucht“

Wenn schon kein Fußpilz, dann wenigstens faule Zähne:

„Für Doku über das Mittelalter Laiendarsteller, mager, mit schlechten Zähnen gesucht.“

Da war dann noch das dreisitzige grüne Sofa: „...leicht beschädigt durch Katzenkrallen, für 250 € zu verkaufen“ Die Katze hat gründliche Arbeit geleistet; das abgebildete Foto zeigt ein Sitzmöbel, das nur noch für eines taugt: für den Sperrmüll.

Noch ein Angebot: „Türgriffe, Edelstahl, moderne Form, 20 mal benutzt“

Wie jetzt - 20 mal benutzt – 10 mal raus, 10 mal rein? Oder schon an 20 verschiedenen Türen gewesen? Diese dummen Türgriffe sollten mich wirklich nicht beschäftigen, aber gegen mein Kopfkino ist kein Kraut gewachsen.

Fremdsprachen – englisch, französisch, spanisch – beherrschen wir oder auch nicht. Daneben gibt es rätselhafte Produktsprachen. Um eine solche Geheimsprache handelt es sich offenbar bei folgendem Aushang:

„Gel Kinsei 6, Damen US 9, federnde Fluid Ride 2.0, Propulsion Plate, X40-Dämpfung“.

Bis hierhin habe ich null verstanden, doch bei den nächsten Worten dämmert es, was da verkauft werden soll. „Erreiche deine Ziele in einem Schuh, der einen kräftigen Abdruck unterstützt“. Aha, Sportschuhe also. Der genannte Neupreis von 210€ ist saftig, immerhin sind diese Hochleistungs-Sportgeräte für die Füße gebraucht für 150€ zu haben – ein Schnäppchen.

Daneben auf einer Abbildung: Ein kniekurzes weißes Etuikleid zwar mit Frau drin aber fotografiert ohne Gesicht mit dem Text „Verkaufe Hochzeitskleid für Standesamt Gr. 40“.

Daneben hatte ein Witzbold geschrieben: „Brauche das Kleid nicht, nehme die Frau“. Am unteren Zettelrand dann die Zurechtweisung: „Blöder Macho!“

Pflanzenlampe „Luna“ und Pflanzenlampe „Roger“ stehen zum Verkauf, auf verschiedenen Blättern, von verschiedenen Anbietern. Luna soll 39 Euro kosten, Roger 55. Doch nach zwei Tagen hat sich Roger angepasst, er ist jetzt für 38 Euro zu haben.

Im Verlauf der nächsten Tage begleiten sich die beiden Lichtquellen auf dem preislichen Weg nach unten, landen beide bei 19 Euro und sind plötzlich zusammen verschwunden. Sie müssen sich vernetzt haben. Industrielle Revolution 4.0? Das Internet der Dinge? Wo immer sie jetzt sein mögen, ich hoffe sie haben es schön miteinander.

Eine – möglicherweise selbsternannte - Therapeutin bietet auf einem Zettel mit Blümchenumrandung ihre Dienste an:

„Seien Sie anderen nicht mehr peinlich. Ich helfe Ihnen.“

Vielleicht hätte ich die Dame buchen sollen, als mich meine Enkelin zurechtwies: „Oma, Du bist so peinlich!“ Dabei war ich, froh gestimmt, nur durch die Gänge im Supermarkt getänzelt und hatte etwas zu laut vor mich hin getrallert, so dass sich einige Leute nach mir umdrehten. Inzwischen ist die Enkelin älter und findet ihre Oma ganz OK.

Helga F. Weisse



JA WA



steinway

aus algen augenblick als blanke bis bis der den die
 die der durch die dass die dunkel dringenden die
 die darauf der der einen eine einer flügel fläche für
 fermate taf für festgefroren gross hievten hinab
 hechte hingen ich in ihrem in in ihrer in ihr jeder
 kindheit kniete kristall knochen könntest männer
 meiner mathematischen man mit mich präzisen
 puck schwarze strasse see schimmernde - schön
 heit sekunde sie so sein scheint stein schon stirn
 siedeln tödlich traf über um und urmusik und ver
 eiste verharrte vom vom war wo wo wächst weiter
 weg weg zwischen zum zu zu **Jan Wagner**

Jan Wagner

steinway

der schwarze flügel, den die männer
 über die strasse hievten,
 war der vereiste see aus meiner
 kindheit, wo ich kniete,
 um durch die blanke fläche
 hinauszustarren,
 wo zwischen algen und kristall die hechte
 für einen augenblick verharrten,
 in ihrem dunkel hingen,
 jeder eine schimmernde fermate
 in einer bis zum knochen dringen-
 den urmusik, in ihrer mathe-
 matischen, tödlich präzisen
 schönheit, für die sekunde,
 die wächst, bis sie so gross zu sein
 scheint, dass man in ihr siedeln könnte,
 weit weg vom weg, vom stein
 darauf,
 und fast schon festgefroren mit der stirn,
 als der puck mich traf.

Der Adlige neben Kohls Grabstätte

Stadtgeschichte(n): Franz Joseph von Pfeiffer der Großvater des Eisenbahn-Königs

Knapp einen Meter neben dem Areal, auf dem Bundeskanzler Helmut Kohl im Domkapitel-Friedhof des Adenauerparks seit einigen Wochen begraben ist, hat ein ebenfalls bemerkenswerter Mann seine letzte Ruhe gefunden. Es ist Franz Joseph von Pfeiffer (1772 – 1847), dem der französische König Ludwig XVIII. einen Adelstitel gewidmet hat. Das „von“ auf seinem von einem Steinkreuz überragten Grabstein haben die 170 Jahre seit der Beisetzung ebenso fast zerbröselte wie den unter den Namen gemeißelten kurzen Text. Geadelt wurde der in Heidelberg geborene und in Dürkheim aufgewachsene und ab 1817 Speyerer Bürger für seine Verdienste in verschiedenen Freiwilligen-Truppen, die für das Königshaus des Nachbarlandes kämpften. Nach drei Verwundungen schied er als Capitaine (Hauptmann) aus.

Doch der ins Département du Mont Tonnerre, wie das 1797 an Frankreich gefallene linksrheinische Gebiet samt der Pfalz hieß, zurückgekehrte Pfeiffer blieb in den Diensten des französischen Staates. 1803 wurde er Salinenverwalter in Bad Dürkheim. Danach versetzte ihn die Pariser Verwaltung in gleicher Amtseigenschaft nach Moutier/Savoyen und anschließend nach Basel. Später kam er zur Zollverwaltung ins Département de la Sarre (Saar) und ins Département de la Roer (Rur).

Als die linksrheinische Pfalz 1816 von Frankreich ans Königreich Bayern fiel, wechselte Franz Joseph Pfeiffer zur bayerischen Verwaltung. Die übertrug ihm das Amt eines Salzamtmannes in Speyer. Der ehemalige französische Offizier war damit Chef der Hauptverwaltung des staatlichen

Salzmonopols in der Hauptstadt des königlich bayerischen Rheinkreises Pfalz.

In Speyer wohnten Franz Joseph von Pfeiffer und seine Familie in einem vor etwa 50 Jahren durch einen großen Wohnkomplex ersetzten Anwesen neben dem „Wittelsbacher Hof“. In dem Haus am Königsplatz verbrachte er mit seinen Eltern lange in Zweibrücken wohnende Heinrich Hilgard, der spätere US-amerikanische Eisenbahn-König Henry Villard, als Schuljunge seine Sommerferien. Und hier musste er am 27. August 1847 den plötzlichen Schlaganfall-Tod seines Großvaters erleben – ein Ereignis, das Hilgard alias Villard in seinen als Buch erschienen Lebenserinnerungen festhielt.

Wolfgang Kauer

Mittwochabend im Stadtarchiv

Alljährliche Vortragsreihe des Stadtarchivs Speyer. Thematische Schwerpunkte: Speyerer Stadtgeschichte, pfälzische Landesgeschichte, Kultur- und Heimatgeschichte

Nähere Informationen erhalten Sie im Stadtarchiv, Tel. 06232/142265

Kulturelles Erbe – Stadtarchiv Speyer

„...der stat briefe mit laden zu ordnen“. - Zur Archivgeschichte

Das Archiv der Stadt Speyer ist das traditionsreichste kommunale Archiv der Pfalz und gehört zu den ältesten Ämtern der Stadt. Die Anfänge seiner Schriftgutüberlieferung gehen bis in das 12. Jahrhundert zurück, als Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) die von Kaiser Heinrich V. im Jahre 1111 verliehenen Privilegien bestätigte und erweiterte. Schon früh traf man Vorkehrungen zur Bewahrung und Sicherung der politisch und wirtschaftlich bedeutenden Rechte. 1332 bekamen drei Ratsherren die Schlüssel der Truhe anvertraut, in welcher die Freiheitsbriefe und das Stadtsiegel aufbewahrt wurden. 1452 sollten die Urkunden der Stadt „in Laden“ „im Gewelbe“ geordnet werden, die wertvollsten Privilegien in der „roten Kiste“.

Da die Archivalien anlässlich der französischen Besetzung der Stadt 1688 beschlagnahmt und nach Straßburg transportiert wurden, hielten sich die Verluste bei der Stadtzerstörung im Folgejahr in Grenzen. Im 1726 eingeweihten neuen Rathaus fand auch das Archiv ein Domizil.

Nach dem Übergang der Pfalz an Bayern war die Entwicklung des Stadtarchivs Speyer eng verbunden mit dem neu errichteten Kreisarchiv (dem späteren Staatsarchiv und heutigen Landesarchiv Speyer.) Der Archivar Albert Pfeiffer lobte 1912 die Geschlossenheit der Überlieferung: „Für die Geschichte der Stadt Speier aber haben wir das stolze Bewußtsein, daß das archivalische Material in einer Vollständigkeit erhalten ist, wie kaum für eine andere Stadt Deutschlands.“

Im März 1995 erfolgte aus Platzmangel der Umzug des Stadtarchivs in Räumlich-

keiten des ehemaligen Gebäudes der Pfälzischen Landesbibliothek.

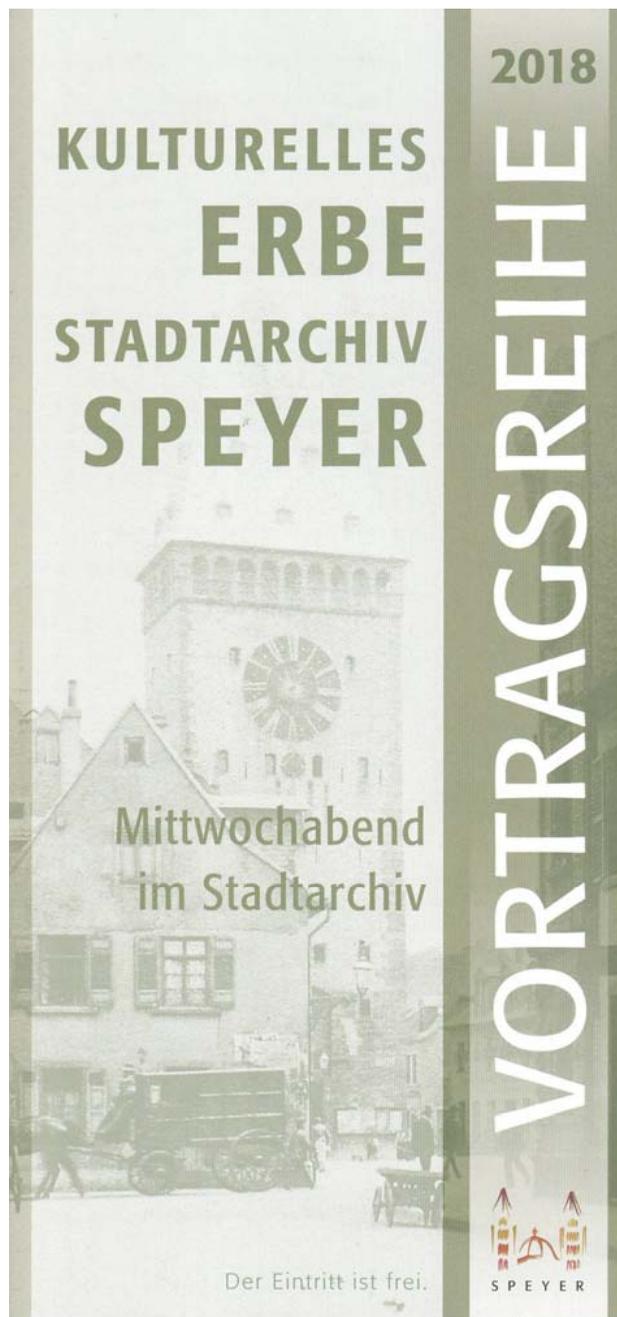
Die Restitution von Urkunden nach mehr als 70-jähriger Odyssee 2016

Auf Anordnung des Reichsluftschutzkommissars Hermann Göring und des Generaldirektors des Reichsarchivs Potsdam Dr. Ernst Zipfel mussten die Archivalien des Speyerer Kommunalarchivs 1942 in die Seyssel-Kaserne im nahen Germersheim, die als bombensicher galt, ausgelagert werden. Bei Kriegsende gingen durch Plünderungen im Rahmen einer missglückten Evakuierungsmaßnahme Urkunden verloren. Im Laufe der Jahre tauchten einige der wertvollen Schriftstücke wieder auf. Eine Urkunde fand sich z.B. in einem im April 1945 in Stuttgart zurückgelassenen Mannschaftswagen der französischen Armee, eine andere in einem Mülleimer in Straßburg. Durch Vermittlung des Deutschen Historischen Instituts in Paris kamen im Sommer 2016 sieben Siegel und Urkunden, darunter Kaiser- und Königsurkunden, ins Stadtarchiv Speyer zurück. Nach ihrer Entlassung aus dem Militärdienst waren bei der Dolmetscherin, die die Dokumente 1945 gerettet hatte, die Archivalien in Vergessenheit geraten und erst ihre Wiederentdeckung anlässlich eines Umzuges veranlasste die hochbetagte Französin zur Rückgabe.

Zwischen Verwaltung und Kultur - Die Aufgaben

Neben der Erledigung der archivischen Kernaufgaben hat das Stadtarchiv auch die Führung eines Zwischenarchivs übernommen. Wie in den meisten Kommunalarchiven spielt Öffentlichkeitsarbeit

eine wichtige Rolle. Die Vortragreihe „Mittwohabend im Stadtarchiv“ feiert 2017 ihr 20-jähriges Bestehen.



Schon sehr früh wurden auch die Möglichkeiten des Web 2.0 genutzt, um die Außenwahrnehmung des Stadtarchivs zu verbessern. Besonders die wöchentlichen Facebookposts werden interessiert zur Kenntnis genommen. Seit der Einrichtung des Kulturellen Erbes im Jahr 2012 ist das „Gedächtnis der Stadt“ auch für die Koordination und inhaltliche Betreuung des Museums SchPIRA im Judenhof und der

städtischen Gedenkstätten, von denen die Sophie-la-Roche-Stube am bekanntesten ist, zuständig. Ferner unterstützt das Stadtarchiv die Bestrebungen des Landes Rheinland-Pfalz, der Städte Speyer, Worms und Mainz sowie der dazugehörigen jüdischen Kultusgemeinden, das jüdische Erbe der sog. SchUM-Städte in die Weltkulturerbeliste der UNESCO aufnehmen zu lassen.

Kontakt:

Kulturelles Erbe – Stadtarchiv Speyer
 Adresse: Johannesstr. 22 a, 67346 Speyer
 Telefon: 06232 142265
 E-Mail: stadtarchiv@stadt-speyer.de
 Internet: www.stadtarchiv.speyer.de

Dr. Christiane Pfanz-Sponagel

Weil Zuhause mein Leben ist.
 Testen Sie uns, mit unseren:

- Menüservice
- Hausnotrufservice



**Deutsches
 Rotes
 Kreuz**

Kreisverband Speyer e.V.
 Telefon 0 62 32 / 60 02-0

Die Glockengießer von Speyer

Zwischen 1152 und 1970 erwähnt - Keine geschlossene Überlieferung

Eine früher als "türmereich" geschilderte und dargestellte Stadt wie Speyer hat auch eine Geschichte der Glockengießerei. Sie stellt sich nicht in fortlaufender Geschlossenheit dar und endet 1970, nachdem das heute als Metallpresswerk Baumgartner GmbH & Co. KG bestehende Unternehmen die letzte Glocke gegossen hatte.

In der Anfangszeit der Glockenherstellung waren die Gießer Wanderhandwerker, da die Glocken meist vor Ort an der Kirche gegossen wurden. Der Transport von einer zentralen Gießerei zu den Bestimmungsorten war zu beschwerlich, zudem hätte die Glocke beschädigt werden können. Das ist mit ein Grund für die spärliche Geschichtsbeschreibung der Glockengießerei.

Nach Aufsätzen der Historiker Hans Fritzen und Ludwig Anton Doll in den Ausgaben 1952 der "Pfälzer Heimat" ist die älteste Erwähnung eines Speyerer Glockengießers einer 1905 erschienenen Abhandlung über eine Kirche im rheinhessischen Wörrstadt zu entnehmen. Demnach war die große Glocke dieser 1152 eingeweihten Kirche "von Meister Theobaldus zu Spire" gegossen worden.

Ein Kollege namens Volmar wird um 1307 in der Domstadt erwähnt. Aus seiner Gießerei soll die große Domglocke stammen. Deren Vorgängerin hatte sich aus unbekanntem Grund in Anwesenheit des Königs Albrecht aus ihrer Befestigung gelöst und einige Gewölbe durchschlagen haben. Beim Aufschlag auf den Boden zersprang sie in drei Teile.

In den Jahrhunderten danach 1411 erwähnen die Aufzeichnungen in der "Pfälzer Heimat" folgende Glockengießer, die

entweder in Speyer wohnten oder tätig waren: Jürgen von Spier (1411), Hans Reinhart (1413), Hans zur Glocken und Otto von Lautern (1452), Peter zur Glocken und Georg von Guntheim (1470), Jörg von Spier (1473, 1483), Hans von Speier (1480, 1486; lebte offenbar auch in Sulz/Elsass).

Es geht weiter mit Jorig Buchsenmeister, genannt Gunthem oder Guntheim (1490), 1508 Jörg Guntheim von Spire, Peter Ammons (ebenfalls 1508; er und Jörg Guntheim sollen zeitweise gemeinsam auch eine Gießerei in Straßburg betrieben haben), Paul Kessel (1594), Georg Wolfskehl (1624), Georg Graisser (1650), Michel Salomon Stjernecker (1651), Melchior König (1677), Hans Melchior König (1681), Johann Georg und Johann Melchior König (1719), Philipp Friedrich Brechtel (1771, 1780)), Johann Paul Strobel oder Strubel (1766), Otto Siedle (1906), Hermann Baumgartner (ab 1954).

Wolfgang Kauer

Öffnungszeiten des Seniorenbüros

montags bis freitags
9 Uhr bis 12 Uhr

und nach Terminvereinbarung

Gendarmerien

Vielleicht erinnert sich noch manch einer an die Zeiten, als in Speyer eine Gendarmerie stationiert war. Doch woher stammt dieser Begriff eigentlich und gibt es die Gendarmerie heute noch?



Als Gendarmerie bezeichnet man einen staatlichen Wachkörper zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Das Wort „Gendarmerie“ kommt aus dem französischen „gens d’armes“ und bedeutet so viel wie „die Bewaffneten“ oder „Leute unter Waffen“.

Schon 1445 bei König Karl VII. von Frankreich gab es eine schwer gepanzerte und bewaffnete Truppe von Rittern, die als erster stehender Truppverband gegründet wurde. Mit der französischen Revolution wurde eine innere Schutztruppe, welche für die innere Sicherheit sorgte, notwendig. Solche militärisch organisierten Polizeieinheiten wurden unter Napoleon in Europa und den französischen Kolonien verbreitet. Mit der Europäischen Revolution 1848/1849 wurde die Grundherrschaft abgeschafft. Es galt, neue Stellen zur Wahrnehmung der Sicherheitsaufgaben zu schaffen. Man griff auf das Militär zurück, aus dem eine eigene Einheit für Polizeiaufgaben hervorging. Auf Grund des militärischen Hintergrundes dieser Einhei-

ten, werden die Gendarmerie-Verbände auch als *paramilitärische Verbände* bezeichnet. Sie agieren neben den Streitkräften des Landes.

So fungierten die Gendarmerien auch als frühere Militärpolizei. Durch diese Entstehung aus dem Militär hebt sich die Gendarmerie von den zivilen Polizeibehörden ab. Die Gendarmerie soll vor allem für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung in den Gebieten sorgen, in denen keine eigenen Polizeibehörden existieren. Dies ist meist in kleinen Dörfern oder ländlichen Gebieten der Fall. Die Gendarmerie hat ihren Sitz dementsprechend in der nächstgrößeren Stadt.



Die ersten Gendarmerien in unserer Gegend wurden im Zuge der französischen Besatzung des linken Rheinufer Anfang 1798 auch in Speyer errichtet. Deutschlandweit hatte sich die Gendarmerie nach französischem Vorbild bis ins 19. Jahrhundert in praktisch allen Staaten etabliert. So wurde zum Beispiel die preußische Landgendarmerie 1812 gegründet. Jede Provinz hatte eine Gendarmerie-Brigade, welcher einem Brigadier im Rang eines Oberst vorstand. Die Offiziere wurden aus der Armee gestellt und die Gendarmen selbst waren ehemalige Unteroffiziere. Zudem hatte Preußen auch eine

Leibgendarmerie, welche die Leibwache des Kaiserpaares war.

In der nationalsozialistischen Zeit von 1936 bis 1945 wurde die Gendarmerie in ihrer bestehenden Form aufgelöst und als Gendarmerie des Einzeldienstes dem Reichssicherheitshauptamt unterstellt. Ihre Aufgaben waren nun der ordnungspolizeiliche Vollzugsdienst in ländlichen Gebieten und Dörfern. Zudem wurde die Gendarmerie ab 1939 neu organisiert und es kamen einige besondere Formen der Gendarmerie, zum Beispiel die „Motorisierte Gendarmerie“, die „Hochgebirgs-Gendarmerie“ aber auch Einheiten zur Besatzung der eroberten Gebieten hinzu. In einigen besetzten Gebieten wurden Gendarmerie-Einsatzkommandos gebildet, welche ab 1944 den Namen „SS“ trugen.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg gab es in einigen westlichen Bundesstaaten noch Gendarmerien, welche jedoch im Laufe der Jahre in Landespolizeien aufgingen. In Rheinland-Pfalz kam es 1972 dann zum „Zusammenschluss von Ordnungspolizeien und Gendarmerien zur Landespolizei RLP“ und dies war auch das Jahr, indem die Gendarmerie aus der Johannesstraße 25 in Speyer auszog. So waren der Bundesgrenzschutz und die Autobahnpolizei (Motorisierte Gendarmerie) ursprünglich als Gendarmerie aufgebaut.

Im Jahr 2006 wurde die „Europäische Gendarmerietruppe“ als vollständig einsatzfähig erklärt. Diese ist eine europäische, militärische Polizeitruppe mit Hauptsitz im italienischen Vicenza, die dem Krisenmanagement dienen soll.

Marvin Wiesweg

Reisen der kurzen Wege

19. April 2018 St. Germanshof
„Germanshof“
24. Mai 2018 Mörlenbach / Juhöhe
„Haus Höfle“
28. Juni 2018 Wachenheim
„Forsthaus Silbertal“
Anmeldung und Karten im Seniorenbüro,
Maulbronner Hof 1A, Tel 06232/142661.

Tagesfahrten des Seniorenbüros

- 18.04.2018 Tagesfahrt nach Kusel
Besuch der Burg Lichtenberg
Kartenverkauf: Mo. 09.04., 9.00 Uhr
23.05.2018 Tagesfahrt nach Eltville und
zum Niederwalddenkmal
Kartenverkauf: Mo. 14.05., 9.00 Uhr

- 13.06.2018 Tagesfahrt nach Zweibrücken
Besuch des Rosengartens
Kartenverkauf: Mo. 04.06., 9.00 Uhr

Anmeldung im Seniorenbüro, Maulbronner Hof 1A, Tel 06232/142661.

Mit der Karte ab 60 die Umgebung erkunden

- Mittwoch, 25. April 2018
Bad Wimpfen
Die Stauferstadt mit der größten Kaiserpfalz nördlich der Alpen und zahlreichen Sehenswürdigkeiten ist diesmal das Ziel.
Abfahrt: Speyer Hauptbahnhof, 10.02 Uhr, Gleis 1
Organisation und Ansprechpartnerin:
Astrid Schall

Alles wiederholt sich nur im Leben, ewig jung ist nur die Phantasie.
Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie.

Schiller

Filzmoos am Dachstein: „Der Kraftort mit Herz“ – Auf dem Weg zu sich selbst

Wer denkt bei den beiden Wörtern „Filz“ und „Moos“ nicht an eine unberührte, sorgfältig verpackte Landschaft in den Bergen? Und so präsentiert sich Filzmoos auf das erste Hinsehen auch als Flickerteppich, der die ursprüngliche Schönheit seines Landschaftsbildes verschleiert und wie ein großes Geheimnis einspinnt. Als weithin sichtbares Wahrzeichen ragt die Bischofsmütze aus der Landschaft, ohne dabei jedoch beherrschend oder gar bedrohlich zu wirken.



Seit es Menschen gibt, gibt es auch Plätze, die als Besonderheit gesehen oder gespürt werden. Meist finden sich an diesen Stellen Kultplätze, Sakralbauten, spezielle Felsformationen, alte Bäume, Kunstwerke, Denkmäler – oder einfach nur eine Bank, um nachzudenken und das Umfeld auf sich wirken zu lassen. So wird man Teil einer bedeutungsvollen Geschichte und erhält gleichzeitig Stärkung für seinen eigenen Lebensweg. Geomanten messen an diesen Stellen tatsächlich spezielle Energieschwingungen, die sich überaus positiv auf den Menschen in seiner Gesamtheit auswirken. Sensible, achtsame Menschen spüren ganz deutlich diese Energie. Manche Menschen erfreuen sich

einfach an den äußerlichen Merkmalen eines besonderen Ortes, der viel Lebensfreude vermittelt und tanken auf diese Weise Kraft und Zuversicht für den Alltag. Das Bergdorf Filzmoos vereint eine ungewöhnlich hohe Anzahl an Kraftplätzen. Viele Einheimische bekamen durch die geomantische Messung von 16 Kraftplätzen ihre eigene Institution bestätigt. Sagen, wie die von der „Schwarzen Lacke“, und Überlieferungen aus alten Zeiten, wie die vom Jungbrunnen an der Bischofsmütze, zeigen, dass sie nicht nur einer blühenden Fantasie entsprungen sind. In Filzmoos gehen ausgebildete Kraftplatzbegleiter mit den Gästen zu den besonders energiereichen Orten. Sie helfen beispielsweise durch geführte Meditation beim Innehalten, beim Nachspüren. So entdeckt man vielleicht eine ganz neue, empfindsame Seite an sich. Das Sich-Öffnen für die Schwingungen der Natur ebenso wie für überraschende Begegnungen gehört dazu. Abschalten, zur Ruhe kommen und Lebensenergie tanken. Lernen, die innere Sensibilität zu entfalten. Kraftplätze dienen der Reise zu sich selbst. Diese Orte wirken bewegend, befreiend, erhebend und heilsam auf die Besucher, wenn Herz, Seele und Geist in Resonanz kommen.



Weitere Informationen erhalten Sie in dem „Kraftplatzbüchlerl“ mit der Geschichte „Die Lichter von Filzmoos“. Dies ist im Tourismusbüro für 2,00 Euro käuflich zu erwerben. Eine Kraftplatzwanderung mit Coen Weesjes, ausgebildeter Bergwanderführer, Skilehrer und Kraftplatzbegleiter zu einigen besonderen Kraftplätzen wie die Lärche oberhalb der Oberhofalm, ist ein besonderes Erlebnis. Seit Hunderten von Jahren steht die Lärche wie stoisch auf einem Felsen, den sie mit ihrer dicken Wurzel fest umschlungen hat. Wunderbar weich fühlt sich der bemooste Stein an. Überhaupt ist das Hofalmengebiet von vielen Kraftplätzen umgeben. Aus der Meeräugl-Quelle etwa sprudelt reines Bergwasser, das ganze Jahr über mit 3,5 Grad. Direkt bei der Bögrainalm wird das feine Wasser in eine hölzerne Tränke geleitet. „Sogar die Kühe scheinen zu wissen, wie gut es ist“. Selbst wenn sie unten direkt am Bach grasen, kommen sie zum Trinken herauf, erzählt Coen Weesjes.



Ein Kraftplatz soll noch erwähnt werden: Die gotische Wallfahrtskirche mit dem Filzmooser Kindl. Die Geschichte vom Kindl erzählt, dass einst ein geschnitztes Jesuskind von Hirten in Filzmoos gefunden und in das benachbarte Altenmarkt gebracht wurde. Über Nacht sei es aber wieder zurückgekehrt. Seither steht das Kindl, umgeben von einem vergoldeten Strahlenkranz, über dem Altar in der Filzmooser Pfarrkirche. Ihm wird Krankenheilung und die Errettung aus Nöten zuge-

schrieben. Über die Jahrhunderte waren es unzählige Pilger, die hier Kraft und Zuversicht gesucht und gefunden haben.

Das Hofalmengebiet mit den beiden besuchenswerten Almen „Unterhof- und Oberhofalm“ ist im Sommer ein ausgezeichnetes Wander- und Bike Eldorado. Und die Jausen in den beiden Almen – das muss man einfach erleben.

Der Ort Filzmoos gehört seit vielen Jahren der Kooperation „Österreichs Wanderdörfer“ an, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Österreichs landschaftliche Schönheiten und Naturschätze auf sanfte, naturnahe Weise zu präsentieren.

Allgemeine Infos: Tourismusverband Filzmoos, A 5532 Filzmoos, Tel. 0043 6453 8235; www.filzmoos.at

Wanderführer und Kraftplatzbegleiter Coen Weesjes; 0043 664 1718453; www.filzmoos-aktiv.at

Hinkommen: Auto: Tauernautobahn A 10 Ausfahrt Eben im Pongau, weiter über Landesstrasse (11 km) bis Filzmoos. Bahn: Nächste Bahnstation ist Eben im Pongau oder Radstadt, weiter mit Postbus oder Taxi nach Filzmoos.

Michael Stephan

**KRANKENGYMNASTIK MASSAGE
LYMPHDRAINAGE**

**Wir machen gerne auch
HAUSBESUCHE**

**Schustergasse 6, am Königsplatz
Telefon: 06232 - 290303**

MÜLLER-FREY
Physiotherapie am Königsplatz

Regen in Australien

Eine Reise zum Kunstzentrum in Warmun

Um 4 Uhr früh an einem Tag im Januar 1998 landeten wir nach zwölf langen Flugstunden von Frankfurt nach Singapur und weiteren vier am Flughafen in Darwin. Ein Taxi fuhr uns durch stille Vorstädte und einen warmen Sommerregen in die Stadt zu unserem Hotel in der Nähe des Strandes. Das Meer glich einem schwarzen Streifen, auf dem einsam das Positionslicht eines Fischerboots schaukelte. Wir fielen in die Betten, schliefen ein paar Stunden und wachten gerade rechtzeitig auf, um ein opulentes Frühstück mit Speck und Eiern - die englische Tradition lässt grüßen! -, frischer Ananas, plörrigem Kaffee und gutem Espresso zu verdrücken.

Danach begann der interessante Teil der Reise. Nach dem Besuch von drei Galerien, die auf zeitgenössische indigene Kunst spezialisiert sind, war die Abteilung für indigene Kunst im Museum an der Reihe. Berühmt ist das Museum für seine jährliche Ausrichtung der wichtigsten und hoch dotierten Kunstpreise für indigene Kunst, der National Aboriginal and Torres Strait Islander Art Awards. Das Museumsgebäude, in einem Park gelegen, enthält auch einen naturkundlichen Teil, in dem all die kleinen, äußerst giftigen Spinnen betrachtet werden können, für die Austra-

lien ebenfalls berühmt ist. Tatsächlich angsterregend ist ein kleiner, dunkler Raum, in dem die laut heulenden und gewalttätigen Windböen des Zyklons Tracy simuliert sind, der Darwin 1974 weitgehend zerstörte.

Nach dem Museumsbesuch führte der nächste Weg zur Autovermietung, um das zuvor bestellte Auto mit Vierradantrieb und Schlafgelegenheit abzuholen. Leidvolle Erfahrungen bei einer früheren Reise mit einem nicht einfach platten, sondern zerfetzten Reifen lehrte uns, nach einem zweiten Ersatzreifen zu fragen, der uns allerdings verwehrt wurde. So kauften wir für 150 Dollar einen weiteren Ersatzreifen und erhielten vom Verkäufer die Zusage, den Reifen bei Nichtgebrauch für 110 Dollar im Partnergeschäft in Alice Springs, wohin uns unsere Reise führen sollte, zurückgeben zu können. Auf die Frage, wo in Alice Springs, lautete die Antwort: "Wenn Sie hier vom Parkplatz links abbiegen und dann immer geradeaus fahren, ist das Geschäft auf der rechten Seite, wenn Sie in Alice Springs ankommen." - Eine perfekte Wegbeschreibung für ein Geschäft in 1.500 Kilometern Entfernung!

Wir nahmen nicht diesen Weg, sondern einen Umweg über Katherine und Kununurra zu unserem ersten Ziel, dem Kunstzentrum in Warmun. Schnell ließen wir Darwin hinter uns und tauchten in die flache Buschlandschaft vor einem blauen und wolkenlosen Himmel ein. Zweimal sahen wir große Vögel, die sich an einem toten Känguru am Straßenrand gütlich taten. Bereits nach gut 100 km erreichten wir den Litchfield Nationalpark mit seinen imposanten Wasserfällen und den kleinen, erfrischenden Süßwasserteichen, in



denen man baden kann, weil hier nur selten die eher gefahrlosen Süßwasserkrokodile gesichtet werden.



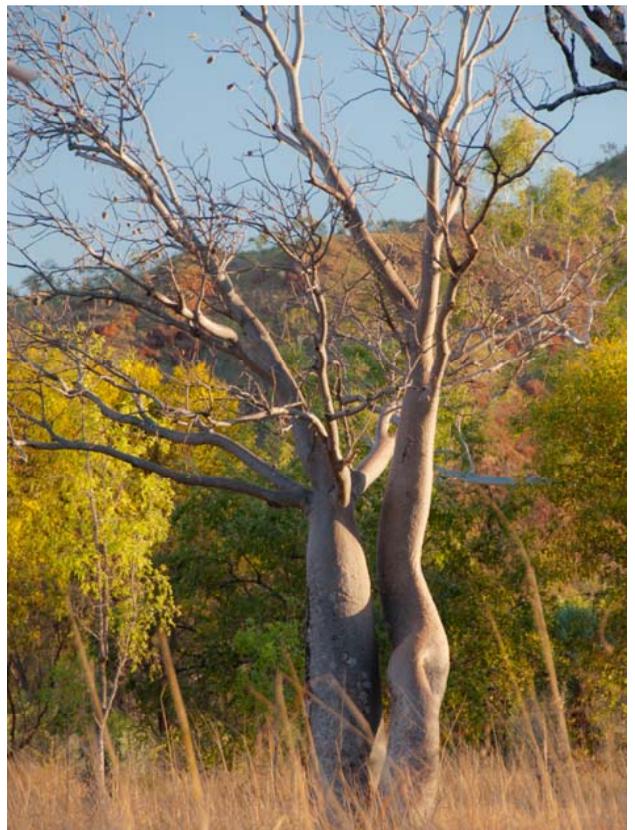
Es war nicht leicht, einen Platz zum Übernachten zu finden, und wir hatten nicht wirklich Glück mit unserer Wahl. Gerade bei Sonnenuntergang hielten wir an der Seite eines der sehr wenigen kleinen Nebenwege und beobachteten, wie der Himmel rosa vor den babyblauen Lichtresten des Tages aufleuchtete. Später, in einer mondlosen Nacht, färbte sich der Himmel schwarz, und Millionen von Sternen der Milchstraße erschienen. Keine Stadt weit und breit störte dieses Schauspiel, und eine vollkommen klare Nacht ließ die Sterne hell erstrahlen.

Mitten in der Nacht weckte uns ein seltsames und schnell lauter werdendes Gebrüll, das plötzlich von einem grellen, weißen Licht begleitet wurde! Das Auto schwankte in einem starken Wind und der Boden bebte unter uns! Ein Meteorit?! - Nein, ein langer Viehtransporter raste mit hoher Geschwindigkeit vorbei und ließ unsere Herzen schlagen wie Trommeln. An Schlaf war nicht mehr zu denken, und das war gut so. Die nächsten drei Transporter tosten etwas später vorbei! Offensichtlich waren wir am Ausfallweg einer großen Farm gelandet. Es ist kein Wunder, dass diese rasenden, riesigen Lastwagen einen stählernen Grill unterhalb des Fahrerhauses befestigt haben, mit dem sie alles, was ihnen auf Straßen und Wegen

in die Quere kommt, beiseite schleudern können, z. B. Kängurus.

Kurz nach Morgengrauen hörten wir ein lautes, knackendes Geräusch wie von einem Gewehrschuss. Wo sind wir bloß gelandet? Im stillen, weitgehend menschenleeren, ereignislosen Busch oder doch eher in einem monströsen, gewalttätigen Australien? Weder, noch. Vor uns zeigte sich ein zauberhaftes Bild einer sich langsam durch das hohe Gras fast lautlos bewegenden Herde von Pferden. Der "Gewehrschuss" war ein Peitschenknall einer der begleitenden Viehtreiber. Die Herde verschwand bald zwischen den Bäumen und mied verständlicherweise (s. o.) den Weg. Es war ein Bild wie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts.

Den Nitmiluk Nationalpark nordwestlich von Katherine mit seinen Schluchten und warmen Wasserquellen, den die nicht-indigenen Australier Katherine-Gorge-Nationalpark nennen, besuchten wir nicht, sondern bogen ab in Richtung Kununurra. Bald erreichten wir das Land der Baobab,



der Affenbrotbäume, die in Australien nur im Kimberley vorkommen und mit ihrem unterschiedlich flaschenförmigen Aussehen die stillen Zuschauer einer kurzen Wanderung entlang eines trockenen Flussbetts waren. Sie standen im Flussbett oder klammerten sich mit ihren "Zehen" in Spalten auf halber Höhe an die Felswände, und sie wuchsen in allen Formen, von kurz und dick bis schlank und stattlich. Zwei nannten wir das "Liebespaar".

Kurz vor Kununurra an der Grenze zwischen dem Northern Territory und Westaustralien erwartete uns die nächste Überraschung. Wir hatten uns nicht ausreichend informiert über Tomatenfäule, Zwiebelpilz, Fruchtliegen und eine Menge anderer Schädlinge. Die standen auf der "Gesucht"-Liste der Regierung, und alles Obst und Gemüse, das wir in Darwin gekauft hatten, wurde an der Grenze konfisziert!



Kununurra, der Ort, um das beschlagnahmte Obst und Gemüse zu ersetzen, ist nicht wirklich ein Ort zum Verweilen, aber er hat eines von zwei Kunstzentren, in denen mit Erdpigmenten auf Leinwand gemalt wird; das zweite ist das in Warmun. Wir erfragten im Touristenbüro den Zustand der Straßen, denn es war Regenzeit, und 1989 gab es weitaus weniger geteerte Straßen als heute. Und dann fuhren wir und fuhren und fuhren... in einiger Entfernung vorbei am aufgestauten Argyle-See und den dortigen Diamantminen.

Die Pausen waren im wahrsten Sinne des Wortes gefüllt von einer besonderen Spezies, die niemand vergisst, der schon einmal im Australien außerhalb der Großstädte war: die schwarzen Buschfliegen, die sich milliardenfach in all den wunderbaren, feuchten, warmen Kuhfladen vermehren, die die Europäer mit ihren Viehfarmen dem Land beschert haben. Die Fliegen sind überall, sehen aus wie die hiesigen Stubenfliegen, sind aber kleiner und vor allem längst nicht so schreckhaft. Vorwitzig und hartnäckig versuchen sie, in Ohren und Augen zu fliegen, und sie lieben es, sich auf dem Rücken deines verschwitzten T-Shirts zu versammeln, um von dort aus ins Auto zu kommen und dann in deine Nase zu fliegen. Wir entwickelten eine Technik, um selbst fliegend aber ohne Fliegen ins Auto zu gelangen: Wir sprangen auf und ab, wedelten in hektischen Bewegungen mit einer Hand um den Kopf, schlugen mit ihr auf Schultern und Rücken, während die andere Hand unten am T-Shirt zerrte, und öffneten mit Schwung die Autotür, um mit einer möglichst gleichzeitigen Vorwärtsbewegung auf den Sitz zu springen und die Tür zuzuschlagen. Oft gelang es.



Nach einer weiteren, diesmal ereignislosen Nacht erreichten wir am Vormittag um 9 Uhr endlich unser erstes Ziel der Reise, das Kunstzentrum in Warmun. Damals war es in der alten Poststation untergebracht, und man musste kurz vor dem Haus einen mehrere Meter tiefen, trockenen Bach, den Turkey Creek, durch-

queren; deshalb der Vierradantrieb unseres Autos. Wir schauten uns um und schauten und guckten, niemand war zu sehen, alles war still. Bis wir schließlich die Manager des Zentrums fanden - eine Juristin und einen Künstler -, die uns darüber informierten, dass es erst 7.30 Uhr war. Wir hatten nicht an die Zeitverschiebung zwischen dem Northern Territory und Westaustralien von 90 Minuten gedacht!

Das Kunstzentrum war erst wenige Monate zuvor eröffnet worden, und wir waren die ersten Besucher aus dem Ausland. Kunstzentren in inzwischen gut 100 kleinen Orten in Australien befinden sich in der Regel im Besitz von Künstlerkooperativen oder der indigenen Gemeinde. Sie werden meist von zwei nicht-indigenen Australiern verwaltet, die die Künstlerinnen und Künstler mit Malmaterialien versorgen und den Kontakt zu Galerien und Kunstmuseen herstellen.

Trotz der frühen Tageszeit wurden wir von den Managern freundlich empfangen. Sie nahmen sich sehr viel Zeit, uns mehr über die Kunst zu erzählen, denn bis dato war nur wenig über sie veröffentlicht worden. Der Besuch wurde zu einem vollen Erfolg,



Churchill Cann (Yoonany), Revolver Springs, 1998, Erdpigment auf Leinwand, 80×120,5 cm

denn wir konnten in aller Ruhe aus etwa 200 Bildern hervorragende Werke von

heute (in Australien) berühmten Künstlerinnen und Künstlern aussuchen. So entstanden wir unsere ersten wunderbaren Erdpigmentbilder, Schätze von Gordon Barney (um 1944) und Churchill Cann (Yoonany) (um 1947-2013), einem extrem innovativen Künstler, der seine Maltechnik stetig weiter entwickelte, ohne die Unverwechselbarkeit seiner Malerei einzubüßen.

Wir wurden zum Essen eingeladen und unterhielten uns mit den Managern sehr interessiert und interessant, so interessant, dass allen ein heftig einsetzender Regen entgangen war. Es dauerte nicht lange, und der sonst trockene Bach war so hoch angeschwollen, dass ein Durchkommen mit dem Auto trotz seines Vierradantriebs unmöglich geworden war. Also wurde uns ein Matratzenlager bereitet, und wir schliefen gut in der Nacht - zusammen mit unzähligen Spinnen und sonstigem Krabbelzeug, an das man besser nicht denkt und deshalb im Schlaf ganz gut ertragen kann. Am nächsten Morgen fuhren wir zum 50 Kilometer entfernten, zum Weltnaturerbe gehörenden Purnululu (Bungle Bungle) Nationalpark. Aber das ist eine andere Geschichte.



Purnululu (Bungle Bungle) Nationalpark
Elisabeth Bähr

Wörtersuche

von Uwe Naumer

Bilden Sie aus den Buchstaben des Wortes „Goldhamster“ neue Wörter. Sie beginnen mit zwei Buchstaben und suchen so viele Wörter, wie Sie finden können. Dann nehmen Sie drei, vier, fünf und suchen wieder neue Wörter:

Neue Wörter mit

2 Buchstaben

.....

3 Buchstaben

.....

4 Buchstaben

.....

5 Buchstaben

.....

6 Buchstaben

.....

7 Buchstaben

.....

8 Buchstaben

.....

9 Buchstaben

.....

10 Buchstaben

.....

11 Buchstaben

.....

Weitere Version

Aus den Buchstaben des Wortes „Goldhamster“ sind acht Begriffe gesucht, deren Anfangsbuchstaben von a) bis h), der Reihe nach gelesen, die Lösung ergeben. Lösungshinweis: Lings Platz im Opernhaus

- a) Rüge
- b) Übernachtungsmöglichkeit
- c) (Käse-)Stadt in Holland

- d) Vorname des Schauspielers Sharif
- e) Depot
- f) Traubensorte
- g) Besucher
- h) Apfelsorte

Impressum

Redaktion:

Dr. Walter Alt, Ria Krampitz,
Werner Schilling

Herausgeber:

Seniorenbüro Speyer
Maulbronner Hof 1A, 67346 Speyer
Tel. 06232/142661
E-Mail: Ria.Krampitz@stadt-speyer.de

Titelbild:

Hans Wels
Generationen Hand in Hand
Mutter Sandra Nuber, Opa Peter Hoffmann, Enkel Nele 6 Jahre, Vater Sebastian Nuber, Enkel Matz 4 Jahre, Oma Gabi Hoffmann

Fotos:

Ria Krampitz S. 4; privat S. 5, 6, 7, 14, 15, 16, 17, 27, 28, 29, 30, 31,
Esther Stosch / pixelio.de S. 19; Stadt S. 19; Birgit Schröder-Stepp; birgitH/pixelio S. 35; luise/pixelio S. 36; Dr. Walter Alt S. 36, 39, 42, 43, Hans Wels S. 37, 38; Humboldt-Universität Berlin S. 41, Seligmann S. 42, Erika Sulzer-Kleinemeier S. 50, 51; pixelio S. 53; Stadtarchiv S. 63; Michael Stephan S. 65, 66; Elisabeth Bähr S. 67, 68, 69, 70;

Kulinarische Ecke

Spaghettisalat

Zutaten für 8 Portionen:

- 500 g Spaghetti
- 1 große Paprikaschote
- 150 g getrocknete Tomaten in Öl
- 2 Knoblauchzehen
- 200 g Feta
- Etwas Öl
- 2 Tl gestr. Salz
- Pfeffer
- 2 EL getrocknete Salatkräuter

Zubereitung:

Spaghetti in der Mitte durchbrechen und al dente kochen. Man kann die Spaghetti auch am Stück lassen, allerdings ist es dann schwer, den Salat zu mischen.

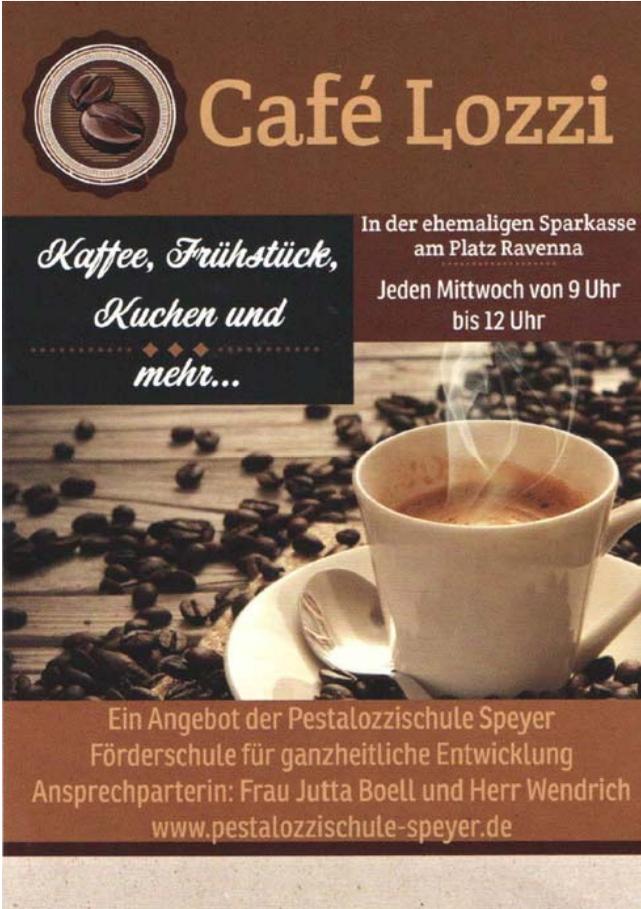
Öl der getrockneten Tomaten in die Salatschüssel abtropfen lassen. Tomaten, Knoblauch und die Paprika klein schneiden. Feta zerbröseln. Alles in die Schüssel geben. Salatkräuter, Salz und Pfeffer hinzufügen. Alles miteinander vermengen. Eventuell noch Öl hinzufügen.

Spaghetti untermischen.

Mindestens sechs Stunden ziehen lassen.

Der Salat ist 2-3 Tage haltbar und schmeckt am zweiten Tag noch besser.

Für Sie ausgesucht von
Angelika Braun



Café Lozzi

*Kaffee, Frühstück,
Kuchen und
mehr...*

In der ehemaligen Sparkasse
am Platz Ravenna
Jeden Mittwoch von 9 Uhr
bis 12 Uhr

Ein Angebot der Pestalozzischule Speyer
Förderschule für ganzheitliche Entwicklung
Ansprechpartnerin: Frau Jutta Boell und Herr Wendrich
www.pestalozzischule-speyer.de

Lösung Rätsel

- a) Tadel,
- b) Hotel
- c) Edam
- d) Omar
- e) Lager
- f) Ortega
- g) Gast
- h) Elstar

THEOLOGE



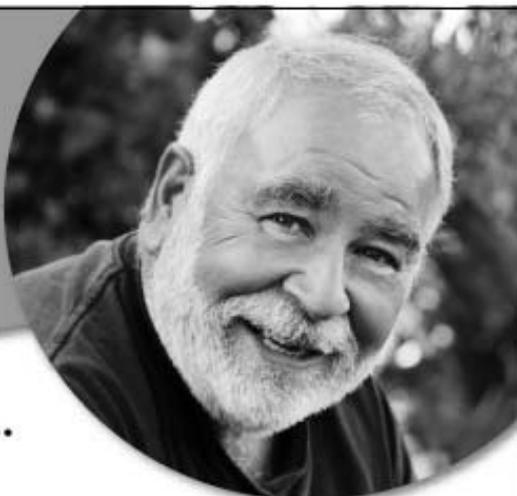
Für alle, die ihren Ruhestand nicht auf dem Amt verbringen wollen.

Sorgen Sie für mehr Ruhe im Ruhestand: Ab wann kann ich Rente beantragen? Wer hilft mir bei Fragen zur Pflegeversicherung? Antworten auf diese und viele weitere Fragen erhalten Einwohnerinnen und Einwohner der Metropolregion Rhein-Neckar unter der Behördennummer 115. Weitere Informationen unter www.m-r-n.com/115

Wir lieben Fragen



*Gepflegt wohnen -
Geborgenheit
genießen!*



Bei uns im Seniorenzentrum...

Unser Konzept umfasst Betreutes Wohnen, Langzeit- und Kurzzeitpflege sowie die Aufnahme von Wachkoma- und Beatmungspatienten.

Die freundliche Einrichtung, regelmäßige Veranstaltungen und ein modernes Therapiekonzept machen das Leben im Alter hier wirklich lebenswert.

Bei weiteren Fragen und dem Wunsch nach einem Besichtigungstermin stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung.



PROCON Seniorenzentren gGmbH
Seniorenzentrum Storchenpark

Obere Langgasse 13 · 67346 Speyer
Telefon 0 62 32/816-170

www.seniorenzentrum-storchenpark.de

... oder bei Ihnen zu Hause!

Zuhause · Vertraut · Gepflegt

Gerne unterstützen wir Sie unter anderem bei der täglichen **Grund- und Behandlungspflege**, bei der **hauswirtschaftlichen Versorgung** oder bei zusätzlichen **Betreuungsleistungen**.

Wir beraten Sie gerne und stehen Ihnen 24 Stunden am Tag zur Verfügung.



**Ihr Ambulanter Pflegedienst
PROCON METIS GmbH**

Obere Langgasse 13 · 67346 Speyer
Telefon 0 62 32/816-120 · Fax 0 62 32/816-130

www.procon-metis.de



In eigener Sache



Verein der Freunde und Förderer des
Seniorenbüros Speyer e.V.



Beitrittserklärung

Name: _____

Vorname: _____

Straße: _____

PLZ/Ort: _____

Mindestjahresbeitrag: **13,00 Euro** oder _____ Euro

_____ Datum

_____ Unterschrift

SEPA-Lastschriftmandat

Erteilung eines SEPA-Basis-Lastschriftmandats

Zahlungsempfänger: Verein der Freunde und Förderer
des Seniorenbüros Speyer e.V.
Maulbronner Hof 1 A, 67346 Speyer

Gläubiger-Identifikationsnummer: DE 14ZZZ00000139882

SEPA-Lastschriftmandat: Hiermit ermächtige(n) ich / wir den o.a. Zahlungsempfänger,
Zahlungen von meinem / unseren Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise(n) ich / wir mein / unser Kreditinstitut an, die vom o.a. Zahlungsempfänger auf mein / unser Konto gezogene Lastschriften einzulösen.

Hinweis: Ich kann / Wir können innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem / unserem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Zahlungsart: Jährlich wiederkehrende Zahlung

Zahlungspflichtiger: _____

BIC (8 oder 11 Stellen): _____

IBAN des Zahlungspflichtigen (max. 22 Stellen): _____

bei der _____ abzubuchen.

Unsere Alternativen für Sie!

Wir setzen für Sie und die Umwelt auf ökologische Alternativen. Nutzen Sie unsere Angebote ...



... zu Naturstrom

Sie haben die Wahl zwischen Ökostrom, zu 100 % regenerativ erzeugt, und unserem Premiumprodukt „Naturstrom Speyer Solar“ – der sauberen Energie aus SWS-Photovoltaikanlagen.

... zu alternativen Treibstoffen

Bei uns tanken Sie umweltbewusst – ob Erdgas und Autogas in der Industriestraße oder Strom an vielen Ladestationen im Stadtgebiet. Wir sind Ihr Partner für bewegende Innovationen.

... für effizientes Heizen

Unser Heizung-Komplettservice ist Ihre Alternative zur Eigeninvestition in eine moderne Heizungsanlage. Außerdem helfen Ihnen unser Austauschprogramm für alte Heizungs-pumpen und viele andere Angebote beim Energiesparen.

Weitere Informationen:

Tel. 06232/625-0

www.sws.speyer.de


STADTWERKE SPEYER GMBH